Erhard Lucas



Vom Scheitern der deutschen Arbeiterbewegung

Erhard Lucas

Vom Scheitern der deutschen Arbeiterbewegung

DIE BUCHMACHEREI

Erhard Lucas

Vom Scheitern der deutschen Arbeiterbewegung

Lizensierte Neuherausgabe durch
Die Buchmacherei
Postfach 61 30 46, 10964 Berlin
http://diebuchmacherei.de
Neuherausgabe: Januar 2020
Satz & Gestaltung: Jochen Gester
Lektorat: Rainer Knirsch
Umschlaggestaltung: Jochen Gester
Druck und Bindung: SDL – Digitaler Buchdruck, Berlin
1. Auflage: Januar 2020
2. unveränderte Auflage: Januar 2021

ISBN 978-3-9820783-4-2

Inhalt

Zur Neuherausgabe nach vier Jahrzehnten

Die Buchmacherei bringt dieses Buch aus zwei Gründen neu heraus. Zum einen ist Erhard Lucas Autor der drei Bände zur „Märzrevolution 1920", die wir Ende 2019 in unserem Verlag neu aufgelegt haben. „Vom Scheitern ..." ist eine gute Ergänzung hierzu. Der zweite Grund ist die Benennung von Ursachen für das „Scheitern der deutschen Arbeiterbewegung", wie Lucas sie 1983 formulierte. Er sucht die Ursachen, weshalb die deutsche Arbeiterbewegung 1933 weitgehend kampflos unterging. Sein Fazit ist, dass die Arbeiterbewegung inhaltlich besiegt war, noch ehe der organisierte Widerstand endgültig zerschlagen worden war. Lucas kritisiert die praktische Verengung der Arbeiterbewegung auf eine männerorientierte Organisation, deren theoretisch-politische Basis vor allem aus einem vulgärmaterialistischen Evolutionsdenken bestand und die die nichtbetrieblichen Lebensbereiche weitgehend ignorierte.

Nach 1933 hat keine Großorganisation der Arbeiterbewegung diese Niederlagen realitätsnah reflektiert. 1945 wurde da weitergemacht, wo man 1933 zwangsweise aufhören musste. „Welche Chancen hatte der Sozialismus nach dem Ende des Dritten Reiches? Diese Frage wird meist in der Form diskutiert, dass man den Spielraum auszuloten versucht, den die Besatzungsmächte ließen, dass gefragt wird, ob die Arbeiterorganisationen ihren Spielraum ausgeschöpft, welche Fehler sie gemacht haben usw. Ich möchte bei der Perspektive der Subjekte bleiben. Warum waren die deutschen Arbeiter, so ist kürzlich gefragt worden, ‚so genügsame, verzagte, resignierte Demokraten?'" (S. 159)

Viele Positionen, die Lucas formuliert, waren zu dem Zeitpunkt, als er dieses Buch schrieb, „randständig". Er verdient es, dass sein damaliges Resümee nochmal das Licht der Welt erblickt, auch wenn seine Erkenntnisse heute zum Glück in die Mitte der politischen Linken gerückt sind.

Die Arbeiterbewegung zur Zeit der Erstausgabe

Als „Vom Scheitern" 1983 erschien, hatte sich die Mehrzahl der 68er-Organisationen aufgelöst, wie die maoistische KPD/AO und die operaistischen Gruppen wie der Frankfurter Revolutionäre Kampf und die Münchner Arbeitersache. Oder war gespalten wie der KBW. Andere hatten sich in die Grünen aufgelöst oder waren zu Kleinstorganisationen geschrumpft. Massenbewegungen fanden nur noch außerhalb der Betriebe statt. 1983 demonstrierten in Bonn 500.000 gegen den Nato-Doppelbeschluss und in Brokdorf und Wyhl fanden Großdemonstrationen gegen die AKW-Pläne statt. Wichtige betriebliche Auseinandersetzungen u. a. bei Videocolor in Ulm, bei VDM in Heddernheim und der Arbed-Saarstahl-Tochter Heckel in Saarbrücken blieben erfolglos. Diese Niederlagenserie nagte sogar am Selbstverständnis des Gewerkschaftsapparates. Der damalige Vorsitzende der IG Metall Hans Mayr sprach es in seinem Geschäftsbericht zum Gewerkschaftstag 1983 direkt aus: „Wir brauchen ja auch endlich wieder einmal ein Erfolgserlebnis, nachdem wir in den letzten drei Jahren kaum noch etwas vorzeigen konnten." [1]

Zu erwähnen sind noch die Skandale um Missmanagement und persönliche Bereicherung von Spitzenfunktionären im gewerkschaftseigenen Wohnungsbaukonzern Neue Heimat. Sie wirkten sich nicht nur negativ auf das öffentliche Ansehen der DGB-Gewerkschaften aus, sondern zersetzten auch nach innen das moralische Kapital der gewerkschaftlichen Tradition. Der Loyalitätsverlust unter den Gewerkschaftsmitgliedern war beträchtlich.

Der Titel des Lucas-Buches kann so interpretiert werden, als habe er jegliche Hoffnungen auf die Entwicklung sozialistischen Bewusstseins unter den Arbeitenden aufgegeben. Verloren hatte er in der Tat den Glauben an die Gewissheit des sozialistischen Sieges und das traditionelle Selbstverständnis sozialistischer Kader, genau zu wissen, „wo es lang geht".

„Ich versuche, die Agitation, das Besserwissen und die Faszination durch die Macht (jeder von uns hat ein Stückchen davon in den Händen) zu verlernen." (S. 168) Aber Lucas schüttete das Kind nicht

1 IG Metall: Protokoll des 14. Ordentlichen Gewerkschaftstages, München/Frankfurt/M. 1983, S. 337.

mit dem Bade aus, wie so viele „Parteikader“ seiner Generation, die sich nicht nur vom „Proletkult“ verabschiedeten, sondern gleich vom Proletariat und der sozialistischen Perspektive in Gänze und ihren Frieden mit dem System machten.

Wichtig war ihm die vorurteilslose Analyse der Gründe für das Scheitern der bisherigen Arbeiterbewegung. Arbeiterbewegung nicht als Zusammenfassung von Großorganisationen, sondern als reale Selbst-Bewegung im Marxschen Sinne. „Die Arbeiterklasse ist revolutionär oder sie ist nichts.“ [2]

„Zuletzt möchte ich meine Überzeugung ausdrücken, dass die Arbeiterbewegung in dem, worin sie gescheitert ist, den anderen Bewegungen, die es heute gibt – den Alternativen, der Frauenbewegung, der Friedensbewegung –, viel zu sagen hat. Überhaupt wird viel davon abhängen, ob diese Bewegungen sich füreinander öffnen und voneinander lernen.“ (S. 168)

Lernprozesse bei der Erarbeitung der „Märzrevolution“

In diesem Abschnitt schildert Lucas autobiografisch, wie er als Theologiestudent aus einem Pfarrerhaushalt sich von dieser Sozialisation emanzipierte und bereits vor 1968 zur sozialistischen Bewegung stieß. Die Etappen waren Produktionserfahrungen als „Werkstudent“, ein Zweitstudium in Gesellschaftswissenschaften und Geschichte, gewerkschaftliche Bildungsarbeit in der IGM und Arbeitskreise im Freiburger SDS zusammen mit Klaus Theweleit, dessen Buch „Männerphantasien“ in den 70er-Jahren Aufsehen erregte und gerade neuaufgelegt wurde, sowie mit dem späteren Liedermacher der AKW-Bewegung, Walter Mossmann. Es ist spannend zu lesen, wie das „Bürgerkind“ durch die Beschäftigung mit der Arbeiterbewegung des Ruhrgebiets, die schließlich in den Bänden der „Märzrevolution“ ihren Niederschlag findet, verändert wird. Er untersuchte nicht nur Bücher und Unterlagen in Archiven, sondern suchte auch den Kontakt mit Zeitzeugen.

2 Marx an Johann Baptist von Schweitzer am 13. Feb. 1865. In: MEW 31, S. 445.

Lucas traf bei seinen Forschungen im Ruhrgebiet auf einen verrenteten Bergarbeiter, Herrn S., dessen Vater und Schwager von der Reichswehr ermordet worden waren. Die Mörder hatten auch sein Leben und das seiner Frau ruiniert und sie lebenslang traumatisiert. Nicht einmal mit seinem Sohn konnte er darüber reden. Lucas beginnt durch diese Kontakte zu verstehen, welche Auswirkungen 1920 auch für das kollektive Unbewusste der Ruhrarbeiterschaft hatte.

„In den folgenden Jahren führte Herr S. mich zu der Einsicht, dass die großen Aktionen der Arbeiterbewegung seltene Augenblicke im Leben der Arbeiter waren. Bei meinem zweiten Besuch 1973 breiteten die beiden den Alltag vor mir aus, die tagtägliche Plackerei von frühmorgens bis nachts." (S. 40)

Hier wird begreifbar, was insbesondere die siegreiche und andauernde Konterrevolution für das Leben und Überleben der am Kampf beteiligten bzw. betroffenen Arbeiterfamilien in der Weimarer Republik und später in der restaurierten Bundesrepublik bedeutete.

Der Begriff „Lebensgeschichte" ist für Lucas ein Schlüssel zum Verständnis von Wirklichkeit. Als SDSler kannte er das berühmte Zitat von Marx aus dem „Vorwort zur Kritik der politischen Ökonomie": „Es ist nicht das Bewusstsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewusstsein bestimmt." [3] Marx schreibt hier vom „gesellschaftlichen" Sein, und Gesellschaft war immer mehr als nur die Sphäre der Produktion. Als Lucas seine Studien zur Märzrevolution beendete, war in der deutschen revolutionären Linken ein Marxverständnis vorherrschend, das sich fast ausschließlich auf die Situation des Arbeiters am Arbeitsplatz, die Stellung im Produktionsprozess und die Dequalifikation von Arbeitskraft beschränkte.

Dieser ökonomistischen Verengung hatten wichtige Theoretiker, die den frühen SDS geprägt hatten, massiv widersprochen. Georg Lukács hatte schon 1923 in „Geschichte und Klassenbewusstsein" Gesellschaft als einen Zusammenhang verstanden, „der die einzelnen Tatsachen des gesellschaftlichen Lebens als Momente der ge-

3 MEW 13, S. 9.

schichtlichen Entwicklung in eine Totalität einfügt." [4] Ebenso betonte Theodor W. Adorno, dass Gesellschaft eine kapitalistische Totalität sei, die das Bewusstsein und damit das Handeln der Menschen in weitem Maße bestimme.[5]

Jenseits aller abstrakter Theoriedebatten versuchte Erhard Lucas in seinen Arbeiten die realen Lebenswirklichkeiten der Arbeiter aufzuspüren. Warum hatten die Arbeiter in der Metallfabrik X in der Stadt Y revolutionär und selbstorganisiert reagiert, und in der Nachbarstadt W die Beschäftigten der Metallfabrik Z in derselben Situation nicht? 1976 veröffentlichte er seine Untersuchungen in „Zwei Formen von Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung." [6] Am Ende dieser Schrift stellt er in Thesen den Wert seiner Erkenntnisse für die Strategie von Revolutionären zusammen. Es sind nicht die „neuen", wenig qualifizierten Schichten der Arbeiterklasse – in Italien die Zuwanderer aus dem Süden, in Deutschland die Migranten – die das endlich in Erscheinung getretene revolutionäre Potenzial bilden. „Die künftige Arbeiterbewegung wird ... auf die spezifischen Antriebsmotivationen, Fähigkeiten und Aktionsformen keiner einzigen Schicht der Arbeiterklasse verzichten dürfen. Für die gedrücktesten und elendsten Schichten braucht darüber nach den spontanen Streiks der ausländischen Arbeiter in der BRD 1973 kein Wort verloren zu werden." (Erhard Lucas, Zwei Formen von Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung, S. 283)

Lucas beschränkt sich schon in dieser Schrift nicht auf die Analyse und „versucht, die Kategorie ‚proletarische Lebenssituation' historisch-empirisch zu füllen, alle Bereiche zu erfassen und in Beziehung zu setzen; und ... vermeidet es, bestimmte Schichten der Arbeiterklasse zu idealisieren, andere abzuqualifizieren." (Georg Lukács, Geschichte und Klassenbewusstsein, S. 338)

Im „Scheitern" untersucht Erhard Lucas Beispiele für Weichenstellungen und Probleme in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, die verdrängt wurden, die ungelöst blieben – und welche Konsequenzen das hatte.

4 Reprint der Malik-Ausgabe von 1923, S. 21.

5 Hierzu: Die Logik der Sozialwissenschaften. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozial-Psychologie, 14. Jhrg. 1962.

6 Frankfurt/M. 1976.

Beispiel Historischer Automatismus

In der Arbeiterbewegung vor dem 1. Weltkrieg bestand die Gewissheit, dass es einen zwangsläufigen, einen quasi-evolutionären „Fortschritt" gebe, der notwendig zum Sozialismus führe, wie der „wissenschaftliche Sozialismus" schlagend zu beweisen schien. Bei der Sozialdemokratie führte das zu dem „Warten auf den großen Kladderadatsch" (August Bebel) und später zum evolutionären Hinüberwachsen in die „neue Zeit". Bei der KPD wurde diese Siegesgewissheit aktivistisch umgesetzt und Niederlagen ausgeschlossen. Hierzu gehört die Position von 1933 „Nach Hitler kommen wir" und noch in den 80er-Jahren Honeckers „Vorwärts immer, rückwärts nimmer". Gegen diese atheistische Version fundamentalistischer Heilsgewissheit gab es immer theoretischen Widerstand. Das bekannte Zitat von Luxemburg „Sozialismus oder Untergang in der Barbarei" hatte aber kaum messbare Auswirkungen auf das sozialistisch/kommunistische Selbstverständnis. 1989 brach für Hundertausende Linke ihr Fortschrittsglaube zusammen und hinterließ ein Trümmerfeld. Das gesichert geglaubte Wissen um das wahre Ziel der Geschichte hatte getrogen und die Erkenntnis, dass die Geschichte offen ist, brauchte ihre Zeit.

Sozialismus als Religion

Die deutsche Arbeiterbewegung hatte im 19. Jahrhundert den bürgerlichen Atheismus adaptiert. SPD und KPD machten grundsätzlich Front gegen „die Religion" als solche und ignorierten die Erkenntnis von Marx, dass die Religion „in einem der Ausdruck des wirklichen Elendes und in einem die Protestation gegen das wirkliche Elend" [7] ist. Thomas Müntzer wurde in die sozialistische Traditionslinie eingefügt, seine Inhalte nicht. Stattdessen wurde der Sozialismus zur Ersatzreligion.

Die Agitation gegen die Religion trieb vor allem die große Zahl katholischer Arbeiter und Arbeiterinnen in die Arme ihrer Amtskirche und der Zentrumspartei und verhinderte ihre politisch

7 MEW 1, S. 378 ff.

mögliche Abwendung von den traditionellen Institutionen. Die Sozialdemokratie in Deutschland hatte im Ergebnis ihren Schwerpunkt entsprechend nahezu ausschließlich in den protestantischen Gebieten.

„So lagen zwei Welten fremd und beziehungslos nebeneinander: die Welt des Christentums und die Welt des Sozialismus, mit zahlreichen Vorurteilen beiderseits, die man im eigenen Lager immer wieder bestätigte, und nur seltenen selbstkritischen Fragen, ob es vielleicht einen wahren Kern darin geben könnte. Eine produktive Beziehung wie im heutigen Lateinamerika war damit ausgeschlossen."(S. 116)

Erst die Erfahrungen mit der lateinamerikanischen Befreiungstheologie in Brasilien und Nicaragua seit 1960, verbunden mit Namen wie Hélder Camarâ und dem Guerillero Camilo Torres, führte hier zu Veränderungen zumindest bei einem großen Teil der deutschen Linken.

Die eine Hälfte des Himmels fehlte

Neben Frauen wie Clara Zetkin und Rosa Luxemburg und wenigen anderen, die sich in den politischen Organisationen der Arbeiterbewegung profilierten, gab es Millionen Frauen von Partei- und Gewerkschaftsmitgliedern, die im Schatten standen. Der Satz „Politik ist Männersache!" war nicht nur in Bürgerhäusern, sondern auch in Arbeiterwohnungen oft zu hören.[8] Lucas bringt auch Beispiele von Arbeiterfrauen in Streikkämpfen. „Hierbei zeigt sich fast stets, dass die Frau, einmal von der Rechtlichkeit ihres Wollens durchdrungen, eine ungeheure Energie entwickelt und manchen Mann beschämt." So der Bergmann und Gewerkschaftsfunktionär Heinrich Teuber (S. 67).

8 Beispiele dafür sind: Rohrwasser, Michael. Saubere Mädel – Starke Genossen. Proletarische Massenliteratur. Frankfurt/M. 1975, und Kontos, Silvia. Die Partei kämpft wie ein Mann. Frauenpolitik der KPD in der Weimarer Republik. Basel/Frankfurt 1979, und Soder, Martin. Hausarbeit und Stammtischsozialismus. Gießen 1980.

„Wie mit Liebe und Trennung, mit Schwangerschaft und Geburt, mit den Kindern, mit Unfall, Krankheit und Not, mit Alter und Tod umzugehen sei, darauf gab der Wissenssozialismus – an sich selbstverständlich – keine Antwort. Aber entscheidend war, dass er den Anschein erweckte, auf alle wichtigen Fragen eine Antwort zu haben. Die klassische Lösung bestand darin, dass die Männer das alles als Bereich der Frauen behandelten (und damit die Trennung der Geschlechter vertieften). Die ständig wiederkehrenden Appelle in der Presse der SPD, später der USPD und der KPD, die Genossen möchten in der eigenen Familie für ‚Aufklärung' sorgen, gingen damit ins Leere; schon die Tatsache, dass sie so oft wiederholt werden mussten, ist ein Indiz." (S. 92).

Die geringe Wahrnehmung von Frauen zeigte sich auch im „Arbeitersängerbund" mit immerhin über 200.000 Mitgliedern. In kaum einem Liederbuch fehlte „Tord Foleson" mit der Liedzeile „Das Banner steht, wenn der Mann auch fällt." [9] Der Mann als Bannerträger? Was trugen die Frauen? Ein Lied, das es erst durch die Frauenbewegung in sozialistische Liederbücher schaffte, macht ihre Rolle in der „Arbeiterinnen- und Arbeiterbewegung" und die Totalität des Befreiungskampfes klarer, als es theoretische Schriften vermögen.

Das Lied „Brot & Rosen" stammt aus dem Jahr 1912. Es entstand bei einem Streik von 14.000 Textilarbeiterinnen in Lawrence/USA.

Wenn wir zusammen gehen,
geht mit uns ein schöner Tag,
durch all die dunklen Küchen
und wo grau ein Werkshof lag,
beginnt plötzlich die Sonne
unsre arme Welt zu kosen
und jeder hört uns singen

BROT UND ROSEN

9 https://www.volksliederarchiv.de/sie-standen-in-norwegs-feld-geruestet-zum-streit-tord-foleson/

Wenn wir zusammen gehen,
kämpfen wir auch für den Mann,
weil unbemuttert kein Mensch
auf die Erde kommen kann
und wenn ein Leben mehr ist
als nur Arbeit, Schweiß und Bauch
wollen wir mehr – gebt uns Brot
doch gebt die Rosen auch.

Wenn wir zusammen gehen,
gehen unsre Toten mit,
ihr unerhörter Schrei nach Brot
schreit auch durch unser Lied,
sie hatten für die Schönheit,
Liebe, Kunst erschöpft nie Ruh
drum kämpfen wir ums Brot
und woll'n die Rosen dazu.

Wenn wir zusammen gehen
kommt mit uns ein bessrer Tag,
die Frauen, die sich wehren
wehren aller Menschen Plag,
zu Ende sei, dass kleine Leute
schuften für die Großen,
her mit dem ganzen Leben:

BROT UND ROSEN

Ulrich Peter
Berlin, 10. 1. 2020

Statt einer Einleitung

Wenn ich am Anfang dieses Buches etwas von mir selber mitteile, geschieht das eher unfreiwillig. In einer früheren Fassung des Manuskripts hatte ich mich bis auf wenige Andeutungen auszusparen versucht. Mehrere Freunde, denen ich das Manuskript zu lesen gab, äußerten übereinstimmend, der Text sei widersprüchlich: offenbar persönlich gemeint, aber doch nicht persönlich genug; er bleibe irgendwie auf halber Strecke stecken und verleite zu unfruchtbaren Spekulationen über den Autor. Ob ich mich oder bestimmte Seiten von mir schonen wolle? So will ich zu Beginn den Erfahrungshintergrund darlegen, auf dem dieses Buch geschrieben ist.

Meine erste Begegnung mit der Arbeiterbewegung hatte ich Anfang der 50er-Jahre, an einem 1. Mai. In Attendorn (Sauerland) stand ich hinter einem Fenster des protestantischen Pfarrhauses und blickte auf den angrenzenden Platz, auf dem die Gewerkschaften eine Maikundgebung veranstalteten. Mein Vater erklärte mir, dies sei der „Tag der Arbeit", ein gesetzlicher Feiertag; vielleicht hat er mir auch etwas vom Achtstundentag gesagt. Die Reden habe ich nicht verfolgt, ich ließ das Fenster geschlossen, aber ich erinnere mich deutlich an das Gefühl, das in mir hochkam, als die mitwirkende Bläserkapelle ein Lied zu spielen begann. Es war ein Gefühl zorniger Empörung. Ich wirkte als Schüler im evangelischen Posaunenchor mit, wir spielten Choräle und andere geistliche Musik, und so hatten Blasinstrumente für mich etwas Heiliges an sich; das Lied aber, das da auf dem Platz intoniert wurde, war unverkennbar weltlicher Natur. Aber da ist ein Problem. Warum, so frage ich mich heute, habe ich das Gefühl der Entweihung bei Blaskapellen auf Schützenfesten und im Karneval nicht gehabt? Kam es vielleicht bei der Maikundgebung deshalb hoch, weil das Arbeiterlied an die Religion erinnerte?

Bürgerlicher Dünkel jedenfalls, so glaube ich sagen zu können, war es nicht, was diese erste Begegnung mit der Arbeiterbewegung so distanziert verlaufen ließ. Teils infolge des Krieges, teils infolge eigener Initiativen war ich ab dem Eintritt ins Gymnasium jünger, in

der Oberstufe erheblich jünger als meine Klassenkameraden. Hinzu kam, dass ich in dem katholisch geprägten Gymnasium als Sohn des protestantischen Pfarrers ohnehin ein Außenseiter war. So hatte ich zu meinen Klassenkameraden keinen engeren Kontakt, und die Freundschaften entwickelten sich außerhalb der mittelständischen und akademischen Klassenschranken. Meine engsten Freunde waren zwei gleichaltrige Jungen, Zwillinge, die eine Schlosserlehre absolvierten; meine erste Freundin war im Büro eines Walzwerks beschäftigt. Wenn ich sie nach der Arbeit abholen wollte, wartete ich an den Monatsenden oft vergeblich auf der Straße, bis sie eine Kollegin nach draußen schickte, die mir mitteilte, heute gehe es nicht, weil im Zusammenhang mit den Lohnabrechnungen Überstunden zu machen seien. Die Clique, zu der die Zwillinge und meine Freundin gehörten, akzeptierte mich. Zu den glücklichsten Erinnerungen dieser Zeit gehören die Ausflüge, die wir unternahmen, und einen Winter lang die „Tanzschule", zu der die Arbeiterjugend aus Stadt und Umgebung einmal in der Woche zusammenströmte – etwas sehr anderes als die steifen Kurse für Tanzfiguren und gutes Benehmen, die meine Klassenkameraden im vornehmsten Hotel der Stadt durchgemacht hatten.

Wichtig wurde in diesen Jahren für mich auch die Haltung meines Vaters. Er war nicht wenig stolz auf sein akademisches Studium, das er durch Hauslehrerstellen selbst finanziert hatte, aber er verleugnete niemals seine Herkunft von einem armen Kleinbauern („Gärtner") im Brandenburgischen, im Gegenteil, er sprach mit Selbstbewusstsein von seinem Vater (ich selbst habe meine Großeltern nicht mehr erlebt). Das setzte sich bei ihm um in eine Haltung des Respekts, ja der Hochachtung und der Sympathie gegenüber, wie man sagt, „einfachen" Leuten. Und mein Vater konnte gut zuhören.

Nach dem Abitur 1955 entschied ich mich, nach heftigem inneren Hin und Her, für das Studium der evangelischen Theologie. Zur Entlastung meiner Eltern, die noch fünf Geschwister zu versorgen hatten, bewarb ich mich um Aufnahme in eine evangelische Studienförderung. Ein Konstruktionsprinzip dieser Stiftung war, dass man zu Beginn ein halbes Jahr lang in einem Industriebetrieb arbeitete. Zusammen mit 30 bis 40 anderen, Männern und Frauen, lebte

man in dieser Zeit im Heim der Stiftung am Rande des Ruhrgebiets. Ich selbst arbeitete in einer Papierfabrik in einem Vorort von Hagen, rund 10 Kilometer vom Heim entfernt, die mit dem Fahrrad zurückzulegen waren. Die Arbeitsplätze innerhalb des Betriebes wechselten häufig (Abstapeln der auf Lastwagen herantransportierten Rundhölzer, Einschichten der Hölzer in die Schleifmaschine, Verladen von Papierrollen für den Rotationsdruck, Auffüllen einer Grube von Zelluloseabwasser mit Bauschutt usw.). Der unerbittliche Arbeitsrhythmus war anfänglich schwer durchzuhalten. Ich machte die Erfahrung der Arbeit in Wind und Wetter, der körperlichen Verausgabung, des Umgangs mit zum Teil gefährlichen Maschinen. Der Kontakt mit den Arbeitern blieb, glaube ich, ziemlich oberflächlich; mir fehlte die Erfahrung und auch die innere Unruhe, die zu eindringendem Fragen unerläßlich sind. Die Arbeiter ihrerseits sahen in mir wohl vor allem den angehenden Akademiker, für den die Arbeit nur ein Durchgangsstadium war. Wenn sie erfuhren, dass ich Theologie studieren wollte, fielen Sprüche wie „Mein Glaube ist, dass 5 Pfund Rindfleisch eine gute Suppe geben", worauf ein anderer nachhakte: „wenn der Topf nicht zu groß ist!" Der Abstand der Mentalität, etwa auch in Fragen der Sexualität, war gewaltig.

Anderen gelangen bessere Kontakte. Die meisten von uns arbeiteten in einem Hüttenbetrieb, und öfter kam es vor, daß Hüttenarbeiter an den Wochenenden in unserem Heim zu Gast waren. Für sie wurde eines Tages ein Lied kreiert. Einer von uns, er wurde in den folgenden Jahren mein bester Freund, kam im Blaumann und mit Arbeitshelm auf dem Kopf herangeschlenkert, die Hände ölverschmiert, lehnte sich in einen Türrahmen und sang melancholisch zur Gitarrenbegleitung:

„Ich bin nur ein kleiner Malocher,
so'n winziger kleiner Prolet,
doch das deutsche Wirtschaftswunder
ohne mich nicht vonstatten geht ..."

Das Lied wurde ein Hit, der Betriebsrat setzte es in die Betriebszeitung, und zum Abschluss des Halbjahres wurde es ein kleines Politikum. Von der Direktion des Hüttenwerks wurden wir zu einer

Abschlussbesprechung eingeladen. Die Herren interessierten sich für die Erfahrungen, die wir bei unserer ersten Begegnung mit der industriellen Arbeitswelt gemacht hatten, hörten sich unsere Vorschläge zur Verhütung von Arbeitsunfällen an, gaben Daten und Informationen über den Betrieb usw., es verlief alles sehr harmonisch, bis sie zum Schluss bemerkten, es gebe da einen dunklen Punkt: das Lied. Das komme ja wohl aus unserer Ecke. Der Text sei vollkommen einseitig, vor allem wenn es in den beiden Schlusszeilen heiße: „Diese deutschen Wirtschaftswunderhände / haben allen das Glück gebracht", und im Übrigen: aus dem Lied spreche eine Haltung naiver Verbrüderung mit den Arbeitern, die für angehende Akademiker unangemessen sei. Der Leiter der Stiftung reagierte mit einem Erklärungs- und Entschuldigungsversuch; ich glaube, er sagte etwas von jugendlichem Überschwang, der bei der Neuartigkeit des Erlebten verständlich sei und nicht überbewertet werden sollte. Die meisten von uns fanden das falsch, aber auseinandergesetzt haben wir uns mit ihm darüber nicht.

Theologie habe ich in den folgenden Jahren ohne gesellschaftliche Fragen studiert – typisch für die 50er-Jahre. Politisch war ich Sympathisant der SPD. Die „Politik der Stärke" fand ich abstoßend, ja unmoralisch, besonders im Hinblick auf die deutsche Geschichte im Dritten Reich, und ich war überzeugt, dass sie ihre vorgeblichen Ziele nicht erreichen, sondern die von mir ersehnte Wiedervereinigung verbauen würde. (Ich bin in Pommern geboren und aufgewachsen.) Bei der Bundestagswahl 1957 hoffte ich auf eine Ablösung Adenauers und war sehr niedergeschlagen, als er dann sogar die absolute Mehrheit erreichte. Aber aktives politisches Engagement lag außerhalb meines Horizonts. Drohten nicht bei jedem Engagement scharfe Konflikte, ja Erfahrungen von Gewalt? Scheu registrierte ich, wenn in Tübingen wiederholt der Schaukasten des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS, damals noch der offizielle Studentenverband der SPD) vom RCDS oder von Verbindungsstudenten zertrümmert worden war. Ich blieb Zuschauer, als Pfingsten 1958 bei einem großen Treffen von Stipendiaten der erwähnten evangelischen Stiftung ein Student, der später in Freiburg SPD-Stadtrat wurde, für den Anschluss an die Kampagne „Kampf dem Atomtod" (gegen die Stationierung von Atomwaffen in der

Bundesrepublik gerichtet) warb.

Im selben Jahr studierte ich ein Semester an der Kirchlichen Hochschule in Berlin. Die Lehrveranstaltungen waren teils im Westteil, teils im Ostteil der Stadt. Drei Jahre vor dem Mauerbau war die S-Bahn noch ein viel benutztes Verkehrsmittel. Dass ich in Ostberlin einen – wie auch immer entarteten – Ausläufer der deutschen Arbeiterbewegung erlebte, war mir überhaupt nicht klar. Mir bestätigte sich nur das Bild vom totalitären System, das ich bei der Lektüre von Hannah Arendt gewonnen hatte. Die Russen schossen den ersten Sputnik in eine Umlaufbahn um die Erde, was vom „Neuen Deutschland" mit jubelnden Kommentaren begleitet wurde. Ich erinnere mich an ein oder zwei atheistische Karikaturen zu dem großen Ereignis, die mich verletzten.

1959 lernte ich meine erste Frau kennen. Sie war Marxistin. Ein Ergebnis unserer Gespräche und Auseinandersetzungen war, dass ich das Theologiestudium zwar noch abschloss, aber es aufgab, Pfarrer werden zu wollen. Das fiel mir nicht schwer; schon länger hatte ich an meinem Vermögen und an meinem Willen zu diesem Beruf gezweifelt. Wir einigten uns auf das gemeinsame Ziel, Entwicklungshelfer in der Dritten Welt zu werden. 1961, nach unserer Heirat, begann ich in Freiburg ein Zweitstudium der Wirtschaftswissenschaften, das ich zugleich der Auseinandersetzung mit sozialistischen Theorien, insbesondere mit dem Marxismus widmen wollte. In einem schmerzhaften Prozess, den ich teilweise gewaltsam abkürzte, löste ich mich vom christlichen Glauben. Das Theologiestudium hatte mir zwar viel von den Überzeugungen meiner Kindheit und Jugend genommen, aber der verbliebene Bestand war umso fester begründet. Im SDS, in den ich in Freiburg eintrat, wurde die Verunsicherung zunächst noch stärker. Politik war damals Ausblendung aller Subjektivität. Andererseits half mir aber die völlig neue Erfahrung der politischen Arbeit auch dabei, mit meinen Ängsten fertig zu werden. Der Horizont weitete sich, und dadurch wurde vieles von früher relativiert. Mindestens ebenso wichtig war das praktische Vorbild der „Genossen": ich fand es allmählich normal, meine Ansichten auch dann öffentlich zu artikulieren, wenn ich von vornherein wusste, daß sie Widerspruch und Aggression hervorrufen würden.

In den SDS war ich weitgehend meiner Frau zuliebe eingetreten. Meine eigene inhaltliche Identifikation mit dem Verband beschränkte sich im Wesentlichen auf die radikale Anerkennung der deutschen Teilung und die Politik der Koexistenz, die der SDS vertrat. Als ich im Verbandsorgan „neue kritik" die Formel „Diktatur des Proletariats" fand, reagierte ich mit scharfer Ablehnung und schrieb einen Protestbrief an den Bundesvorstand in Frankfurt. Ein Wiederaustritt kam für mich jedoch nicht in Frage, weil zur gleichen Zeit die SPD den Trennungsstrich zwischen sich und dem SDS vollzog. Jetzt erst recht, war meine Haltung. Alle älteren Genossen, zu denen ich eben noch aufgeschaut hatte, verließen uns, weil sie in der SPD Karriere machen wollten, und nun kam es auf jeden Einzelnen an. Die Einschränkungen und Diffamierungen, denen wir ausgesetzt waren, empörten mich. Wir wurden immer weniger, nach zwei Jahren so wenige, dass wir die Arbeit einstellen mussten. Doch dann, Winter 1963/64, kam eine neue Generation junger Leute, von der Schulbank oder von der Bundeswehr, die mit frischem Elan loslegten – ein Vorbote der Studentenbewegung. Jetzt begann es Spaß zu machen. Zumal ich auch in der Wissenschaft mein Thema gefunden hatte.

Ich hatte einen Professor für Neuere Geschichte kennengelernt, der mich davon überzeugte, dass für die Auseinandersetzung mit dem Sozialismus und Marxismus die Wirtschaftswissenschaften nicht ausreichend seien. Zunächst gab er mir eine größere Arbeit über Marx und Engels. Dann aber bestand er darauf, dass ein zünftiger Historiker in den Archiven gesessen haben müsse. Bei der Suche nach einem Thema stieß ich auf die Tatsache, dass es einmal neben der SPD und der KPD eine ganz eigenständige und sehr bedeutende Partei gegeben hat: die USPD. In aller Naivität wählte ich gleich drei regionale Schwerpunkte – Bremen, Frankfurt und das Ruhrgebiet. Dabei winkte die Hoffnung, die deutsche Arbeiterbewegung auf ihrem revolutionären Höhepunkt kennenzulernen (der Schrecken, den das Wort „Revolution" ehedem bei mir ausgelöst hatte, war längst einer großen Faszination gewichen). Die Wirtschaftswissenschaften rückten ohne Abschiedsschmerz schnell in den Hintergrund; bei allen wichtigen Kenntnissen, die ich dort erworben hatte, war ich zu oft auf ein rein technokratisches Denken gestoßen, das

mir menschenfeindlich erschien.

So saß ich seit dem Herbst 1964 immer wieder für mehrere Wochen in den Archiven. Allmählich verschob sich beim Lesen und Auswerten der Zeitungen und Akten das Interesse. Weg von den Parteiführern, den Gremienbeschlüssen und organisatorischen Entwicklungen, hin zu den handelnden Arbeitern (möglichst viele sollten es sein!) – so lief die innere Bewegung. Immer häufiger stieß ich auf Quellen, die mich faszinierten, die ich aber beiseitelegen musste, weil sie nichts mit der USPD zu tun hatten. Zuerst bemerkte ich den Widerspruch nicht, dann verdrängte ich ihn, weil ein Themenwechsel Zeitverlust und damit ein weiteres Hinausschieben des Studienabschlusses bedeuten würde. Aber Ende 1966 war es soweit. Mitten in einer intensiven Arbeitsphase wechselte ich den Kurs: zwei Massenbewegungen wollte ich jetzt in allen Aspekten untersuchen, die Ruhrarbeiter vom November 1918 bis April 1919 und im März und April 1920. Streckenweise ging es nun wie im Rausch. Ich pendelte zwischen dem Ruhrgebiet und Freiburg, wo der SDS seinem Höhepunkt zustrebte. Massen bewegten sich real, und Massen bewegten sich in meiner historischen Phantasie. Meine Diskussionspartner waren freilich sehr verschieden: dort die Archivare, hier die SDS-Genossen. Ich führte eine Doppelexistenz, die niemand durchschaute, auch ich selbst nicht.

Dann aber begann eine Beziehung mit einschneidend neuen Erfahrungen, die Beziehung zur Familie S.

Die Wiederkehr der Mörder

Ein mühsamer Weg war es, auf dem der alte Herr S. in D., einer Stadt am Nordwestrand des Ruhrgebiets, die Verbindung zu mir aufgenommen hatte. Mitte November 1967 war in einem Regionalblatt eine kleine Notiz über meine Untersuchungsarbeit erschienen, und mit großer Zähigkeit hatte er über die Redaktion und den Informanten des Blattes meinen Namen und meine Adresse ermittelt. Am 12. Dezember 1967 schrieb er mir nach E. und bot mir an, aus seinen Erinnerungen „in bescheidenem Maße zu helfen". 1920 seien sein Vater und sein Schwager „ums Leben gekommen (aus der Wohnung geholt und am nächsten Morgen erschlagen aufgefunden)". Der letzte Satz des kurzen Briefes lautete: „An und für sich bin ich überrascht, dass sich nach dieser Zeitspanne noch Menschen finden, denen das damalige Geschehen etwas sagt."

Zunächst entwickelte sich ein Briefwechsel zwischen uns. Am 21. April 1968 saßen wir uns endlich im Wohnzimmer seines kleinen Hauses am Stadtrand gegenüber, er, der 73-jährige pensionierte Steiger, seine etwa gleichaltrige Frau und ich – rund 40 Jahre jünger als die beiden, Mitglied des SDS und, wie schon gesagt, seit rund vier Jahren in den Archiven wühlend. 21. April 1968: eine Woche nach dem Attentat auf Rudi Dutschke. Der Schock, den die Schüsse in Berlin uns versetzt hatten, war noch ganz frisch.

Ich fragte in Umrissen nach der Biographie. Kurt S., 1895 in Werdau/Sachsen geboren, der Vater Bergmann, 10 Stunden untertage, die Mutter Textilarbeiterin, ebenfalls Zehnstundentag. In Sachsen reichte der Bergarbeiterlohn für die Frau nur dann, wenn die Ehe kinderlos blieb; kamen Kinder, musste die Frau mitverdienen, während die Kinder tagsüber in Heime oder wenn möglich zu den Großmüttern gegeben wurden. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg ließ sich der Vater von der jungen Thyssen-Zeche „Feuerberg" (der Name ist geändert) anwerben, „die Frau sollte auch einmal Frau und Mutter sein können". Im Ruhrbergbau wurde nur 8 Stunden untertage gearbeitet, und das, so erzählte er mir, war kein Kampferfolg der Gewerkschaften, sondern ein Werbemittel der Unternehmer zur Gewinnung auswärtiger Arbeiter, und zwar auf der

Grundlage der Erfahrung, dass man in 8 Stunden effektiv so viel leisten kann wie in 10. Wie? Durch Festsetzung der Bedingungen. Man bekam, nach Unterschrift unter den Vertrag, Fahrkarte, Möbeltransport und Wohnung; an Ort und Stelle angekommen, wurde der Gedingelohn so festgesetzt, dass es hieß: Friss Vogel oder stirb! 1913, noch vor dem Umzug der Familie ins Ruhrgebiet, ging Kurt S. freiwillig zum Militär, um danach freie Bahn für die Berufsausbildung zu haben; normalerweise wäre er damit nach zwei Jahren fertig gewesen, jedoch da kam der Krieg. Im Krieg, immer an der Westfront, brachte er es bei den Sanitätern bis zum Feldwebel, der jüngste im Regiment. Gegen Ende des Krieges lernte er seine spätere Frau, Johanna L., kennen, geboren 1899, Tochter einer rheinischen Bergarbeiterfamilie. Anfang 1919 Entlassung vom Militär, Bergarbeit auf „Feuerberg" wie der Vater und dann von 1920 bis 1924 in Hamborn und Bochum Ausbildung zum Steiger; „ich wollte aus der Dreckarbeit raus," sagt er. Von da an bis zur Pensionierung 1958 auf verschiedenen Zechen des westlichen Ruhrgebiets, davon die letzten 14 Jahre wieder auf „Feuerberg"; nur ein Jahr lang, 1939/40, wird die Steigertätigkeit durch Einberufung zur Hitlerschen Wehrmacht unterbrochen.

Ein Aufsteiger mit starkem Karrierestreben, denke ich für einen Moment, gehört er noch zur Arbeiterbewegung? Aber mein Gefühl hat längst tiefe Wurzeln geschlagen. (Eine ganz frühe Erinnerung: als Kind habe ich untröstlich geweint, als man mir Andersens Märchen vom kleinen Mädchen mit den Schwefelhölzchen vorlas. Der Stich ging so tief, dass ich erst vor Kurzem gewagt habe, das Märchen wieder zu lesen. Unter Tränen empfand ich dasselbe wie damals: das arme kleine Mädchen möchte es genau so warm haben und möchte genau so glücklich sein wie du, aber es kann nur davon träumen, und über seinen Träumen und Visionen stirbt es draußen an der kalten Mauer. Das war und ist für mich wie ein Ruf, die Beschränktheit der eigenen Existenz mit den Augen und mit dem Herzen zu überschreiten.)

Relativ früh in der Kette dieser biografischen Daten liegt das Ereignis, das der Anlass meines Kommens ist. Ich hatte bereits einen schriftlichen Bericht darüber gefunden und Herrn S. brieflich mitgeteilt. Am 7. April 1920 hatten zwei Arbeiter, die in der Roten

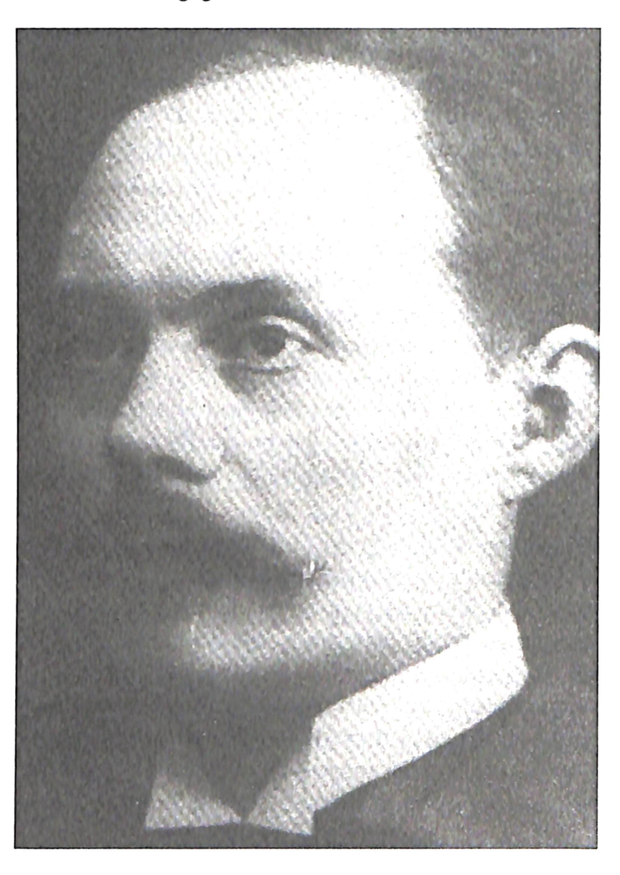
Ruhrarmee mitgekämpft hatten, auf der Flucht vor der Reichswehr in Ratingen bei Düsseldorf folgendes zu Protokoll gegeben: „In Feuerberg wurde der Kommunist Karl S., sein Sohn und sein Schwiegersohn nebst seiner Frau erschossen. (S. wurde zur Vernehmung nach D. gebracht, seine Frau ging mit ihm.) S. hat an den Kämpfen nicht teilgenommen. Er hat als Fuhrmann gearbeitet. Der Sohn war bei der Polizeitruppe und hatte die Zeche Feuerberg bewacht. An den Kämpfen hat er nicht teilgenommen. Über den Schwiegersohn können genauere Angaben, ob er an den Kämpfen beteiligt war, nicht gemacht werden. Zeuge der Erschießungen ist der Lazarettführer Peter Schmidt aus Feuerberg. Derselbe Zeuge gibt weiter an, dass von den Frauen, die für die Rote Armee Kartoffeln schälten, ebenfalls einige erschossen wurden.“ [1] Später fand ich dann noch ein weiteres schriftliches Dokument über den Doppelmord, diesmal aus der Feder der Mutter.[2] Danach war der Vater am 2. April 1920 um 17 Uhr verhaftet worden, unter der Anschuldigung, während des Aufstandes dauernd mit der Waffe herumgelaufen zu sein. Sein Protest: „Ich bin nur die letzten sechs Tage Posten gestanden zur Sicherung gegen Plünderungen und Übergriffe“, hatte nichts genützt. Nach einer Viertelstunde waren die Polizisten wiedergekommen und hatten auch den Schwager mitgenommen.

Die protokollarische Aussage der beiden Arbeiter gehen Herr S. und seine Frau nun im Einzelnen durch. Sie sei in vielem nicht korrekt, könne es auch nicht sein, da die grüne Polizei keinen wirklichen Augenzeugen leben gelassen habe. Der Vater sei nicht Mitglied der KPD gewesen, sondern USPD-Stadtverordneter von D. und Armenpfleger; Vorname Paul, nicht Karl; Sohn und Frau seien am Leben geblieben, auch sei die Frau nicht mitgegangen; Vater und Schwager seien erschlagen, nicht erschossen worden – die Mörder hätten nachts keinen unnötigen Lärm machen wollen. Die Passage über die Erschießung der Kartoffelschälerinnen stimme. – Sie beide seien, so erzählen sie, gerade drei Monate verheiratet gewesen und hätten im Haus seines Vaters gelebt; der Schwager, Otto D., sei an diesem Tage gerade mit seinem kleinen Kind bei ihnen zu Besuch gewesen. Plötzlich Polizei im Haus; einer habe frech behauptet, er kenne die junge Frau aus Ostpreußen, dort sei sie seine Geliebte gewesen. Ich bin noch niemals in Ostpreußen gewesen! habe sie

geantwortet. Er betont, dass er beim Eindringen der Polizisten das kleine Kind seines Schwagers auf dem Arm gehabt habe, sonst wäre er wohl auch mitgenommen worden, alles habe damals an Zufällen gehangen. Die Polizisten hätten beruhigend versichert, Vater und Schwager wären beide bald wieder da, es gehe nur eben zu einer Vernehmung nach auswärts ... Am nächsten Morgen seien sie jedoch noch immer nicht zurück gewesen, und dann habe man das Furchtbare entdeckt: auswärts der Stadt auf 200 Metern etwa 35 Leichen, darunter die beiden. Die Leichen seien dann etwas später in Eile von der grünen Polizei auf einem Lastwagen verladen worden, wobei ein zuschauender Krankenhausdirektor bemerkt habe, man meine, hier würden nicht Menschen, sondern Kartoffeln verladen; der habe zur Antwort erhalten, er solle bloß machen, dass er wegkomme, sonst werde er auch noch aufgeladen. Der städtische Friedhof, auf dem ein Massengrab ausgehoben wurde, war gesperrt, auch für die nächsten Angehörigen. In der Öffentlichkeit durfte man nicht über den Mord sprechen, nicht klagen, die Denunzianten lauerten überall, zu zweit seien sie wie verrückt irgendwo herumgelaufen, im Gefühl, vollkommen vogelfrei zu sein; eine wahnwitzige Atmosphäre, „schlimmer als unter Hitler". Und dieser Tod des Vaters sei für alle Zukunft wie ein Kainsmal gewesen, das man überall, wo Personalien anzugeben waren, ängstlich verstecken musste. (Ein besonderes Problem für Aufsteiger, so ist hier nochmals mein kritisch-distanzierter Gedanke.)

Die beiden erzählen erregt und stockend zugleich. Es klingelt: der Sohn kommt zum Sonntagnachmittagsbesuch. Die Mutter geht mit ihm in die Küche. Herr S. unterhält sich allein mit mir weiter. „Ja sehen Sie," sagt er, „der Junge, mit dem habe ich all die Jahre nicht darüber reden können, er glaubt mir nicht, sagt: Vater, du versteckst etwas vor mir, 1920 war doch Demokratie, und das gibts doch nicht, dass zwei Unschuldige einfach weggeführt und abgeknallt werden, Großvater muss etwas angestellt haben." Nach etwa zwei Stunden geht der Sohn wieder. Als er sich von seinem Vater verabschieden will, stutzt er: offenbar darüber, dass ich, jünger als er, noch immer bei dem Alten sitze und dessen Erzählungen ernstnehme. Er setzt sich zu uns und fragt. Ich gebe einen Umriss von 1920: Militärputsch, Generalstreik, bewaffneter Aufstand, dessen

Niederschlagung, weißer Terror. Ich fühle, so hautnah wie noch nie, die Wichtigkeit historischer Aufklärung. – Zum Abschluss meines Besuchs (in der Küche habe ich ein Abendessen erhalten) werde ich feierlich ins Schlafzimmer geführt. Da hängen in zwei ovalen Bilderrahmen die Fotos der beiden Toten. Ich sehe sie lange an: den Vater, einen gereiften Mann, große, weiche Augen unter einer hohen Stirn, und den Schwager, ernstblickend auch er, ein junger Mann, der eben eine Familie gegründet hat.



1920 ermordet: Der Vater von Paul S.

Wir bleiben in brieflichem Kontakt, ein neuer Besuch kommt in den folgenden Jahren nicht mehr zustande. Er schreibt: „Sehr vieles fällt einem vor allem nach Rücksprache mit den Angehörigen in dieser Sache wieder ein. An und für sich wurden sonst diese Dinge im Gespräch kaum berührt". Zu den Notstandsgesetzen meint er: „Wieder einmal hat die SPD ein Ruhmesblatt in ihrer Geschichte hinzugefügt und so die Plattform geschaffen zu einem Start für einen ‚größten Feldherrn aller Zeiten' oder, wenn man so will, der Restdemokratie unseres winzigen Vaterlandes den Keim der Auflösung gelegt. Es wird sich schon was finden ... Was sind wir für ein Volk!" Am Schluss eines Briefes vom Dezember 1969: „Ich muss immer wieder an die Geschehnisse um 20 denken – war doch eine rein sozialdemokratische Regierung – und hat doch (...) das nachfolgende Massaker nicht verfolgt, sondern geduldet". 1970 erklärt er mir, was ein Scheingedinge im damaligen Bergbau war, und erläutert daran die schwierige Stellung des Steigers, der „auf beiden Schultern zu tragen" hatte: den Kumpels zu ihrem Lohn zu verhelfen und gegenüber der Direktion eine Leistung vorzutäuschen, die nicht erbracht worden war. 1971 teilt er mit, dass er den Imkerehrenbrief und die Ehrennadel in Gold verliehen bekommen habe und schickt mehrere Honiggläser aus eigener Zucht. („Wissen Sie, wenn man den Menschen so lange des Tageslichts beraubt hat, ist er wie die Bienen, hungrig nach Sonne, Luft, Blumen und Grün," sagt er bei einem der späteren Besuche.) Ostern 1970, so bemerkt er bitter, hätten nur 20 Personen auf dem Friedhof des 50. Jahrestages des Kapp-Putsches und der Opfer gedacht, „50.000 aber kommen zu einem Fußballspiel". 1972 schreibt er zu dem Erlebnisbericht eines evangelischen Pfarrers über die Zechenkolonie „Feuerberg", den ich ausgegraben habe: „Diese 6 Maschinenseiten haben mich sehr beeindruckt. Es ist da mit wenigen Worten fast ebensoviel gesagt, wie in dem Bergarbeiterroman ‚Germinal' von Emile Zola. Aus diesen niederdrückenden Verhältnissen wollte und musste ich heraus. Wusste allerdings nicht, dass ich vom Regen in die Traufe kam (wieder eine Anspielung auf die schwierige Stellung des Steigers). Dem sei nun wie es wolle, jedenfalls habe ich doch damit den Grundstein für einen gewissen Wohlstand und ein sorgenfreies Alter gelegt". 1973 schicke ich ihm den zweiten Band von „Märzrevolution 1920". Er erwidert

das mit einer neuen Sendung Honig (für mich liegt darin die Mitteilung, dass ich mal etwas für meinen Körper tun soll). Er berich-

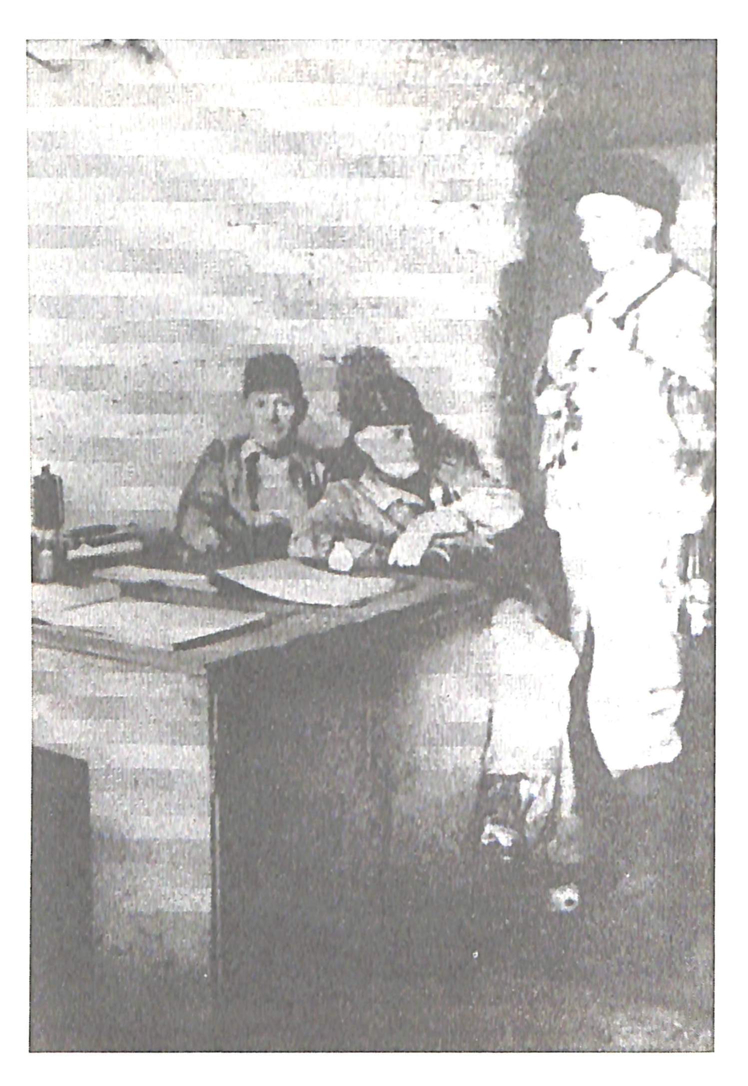


1920 ermordet: Der Schwager von Willi D.

tet von mühevoller Lektüre bei schwerer Netzhauterkrankung und fährt fort: „Ich frage mich, gibt es in unserer oberflächlich lebenden Welt noch einen größeren Kreis, der sich über das damalige Geschehen Gedanken macht und sich über das mit so vielen Mühen Ausgegrabene ansprechen lässt?“ Pathetisch rufe ich ihn am 9. November,

dem Jahrestag der Novemberrevolution, an und rufe aus: Doch, die gibt es, und das sind nicht wenige!

Am 21. November 1973 sitze ich Herrn und Frau S. zum zweiten Mal gegenüber. Seit einem Jahr habe ich einen neuen Arbeitsansatz entwickelt: ich interessiere mich nicht mehr nur für Ereignisse wie Versammlungen, Demonstrationen, Streiks, bewaffnete Auseinandersetzungen usw., sondern möchte so umfassend wie möglich die Arbeits- und Lebensverhältnisse der Arbeiter kennenlernen. Manches muss vertieft werden, was bei meinem ersten Besuch angeschnitten wurde oder wonach ich in meinen Briefen gefragt hatte, nach vielem frage ich jetzt zum ersten Mal. Sie sprechen über die Arbeitsverhältnisse untertage, über landwirtschaftlichen Nebenerwerb, über Krankheit und Unfälle, über die Wohnungen und deren Ausstattung bis hin zur Bettwäsche, über das Schlafgängerwesen, über ihre Schulzeit, über das Delikt der Gefangenenbefreiung, das ich in den Statistiken gefunden habe, über die Stärke und das Ansehen der Polizei, über die Kirmes (1908 hatte die Thyssen-Direktion die Abschaffung der beiden Hamborner Kirmessen durchgesetzt). Im Gegensatz zu 1968 interessiere ich mich jetzt auch für den Aufstieg des Bergmannes zum Steiger, den sowohl Herr S. als auch der Vater von Frau S. geschafft hatte. Herr S. hatte zunächst zwei Jahre lang die Bergvorschule in Hamborn besuchen müssen, um die Mittlere Reife nachzumachen. Die Aufnahme war Anfang 1920, d. h. noch vor dem Kapp-Putsch erfolgt, nach dem Aufstand wäre er nach seiner Überzeugung nicht mehr genommen worden – seit der Ermordung des Vaters lag der Makel auf ihm, Sohn eines Kommunisten zu sein. Zwei Jahre Bergvorschule in Hamborn, das hieß dreimal in der Woche vier Stunden vormittags von acht bis zwölf Uhr, plus eine Dreiviertelstunde Anfahrt und eine Dreiviertelstunde Rückfahrt mit dem Fahrrad, dann die normale Nachmittagsschicht von 14 bis 22 Uhr, dann noch die Schularbeiten, und dann „kroch man ja auch mal zur Frau“. Nach dem Vorschulabschluss 1922 hätte er an sich ein Jahr lang als normaler Bergarbeiter untertage arbeiten müssen. Aber dank eines adligen Kommisskopps in der Direktion, für den der Militärpass und der Titel „Feldwebel“ zählte, konnte er sofort mit der eigentlichen Bergschule in Bochum weitermachen.



Herr S. (Mitte) in der Steigerstube einer Zeche

Ironisch bemerkt er, die vier Jahre Krieg hätten ja üblicherweise nicht als „Praxis" gezählt. Zwei weitere Jahre also, jetzt alle sechs Werktage vier Stunden vormittags in dem 40 km entfernten Bo-

chum, zwei Stunden Anfahrt mit dem Fahrrad (für Bahn und Straßenbahn reichte das Geld nicht), zwei Stunden Rückfahrt; dann die Schicht; sonntags eine Zusatzschicht. Zeitweilig wog er nur noch 110 Pfund. Nach dem Examen gab es ein stillschweigendes Berufsverbot für ihn, und erst dem Einsatz zweier Lehrer von der Bergschule war es zu danken, dass er auf einer anderen Zeche als Steiger eingestellt wurde. Herr S. witzelt über seine Statussymbole: Stulpenstiefel und weißer Anzug, der nach einem einzigen Arbeitstag untertage vollkommen dreckig war.

Und nun sind wir auch bereits so vertraut miteinander, dass ich, mit einiger Beklemmung, nach der Sexualität zu fragen wage. Die beiden machen eine kleine Pause, im Zimmer ist es totenstill (bin ich vielleicht doch zu weit gegangen?), doch dann erzählen sie mit befreiender Offenheit. Verhütungsmittel seien so gut wie unbekannt gewesen, die Frauen wurden sehr häufig schwanger, zumal die meisten Ehepaare zusammen nur ein Bett hatten, mehrere Abtreibungen im Leben einer Frau waren die Regel. Das gelte allerdings wohl erst für die Zeit ab 1918; über die Zeit vor dem Weltkrieg bemerkt Frau S., dass ihre Mutter sicherlich noch nicht abgetrieben habe, demzufolge habe sie aber auch neun Kinder bekommen. Aus ihrem eigenen Leben erzählt sie, dass die Hebamme ihr nach dem ersten Baby ungefragt anbot, ihr bei der Abtreibung einer weiteren Schwangerschaft zu helfen. Frau S. benötigte diese Dienste nicht, im Gegenteil: sie hatte mehrere Fehlgeburten, bis ein Arzt eine Geschwulst an der Gebärmutter entdeckte; als die wegoperiert worden war, konnte sie 1925 noch ein zweites Kind bekommen (den Sohn, den ich bei meinem ersten Besuch kennengelernt hatte). Herr S. erinnert sich an einen Arzt, der nach der normalen Sprechzeit regelmäßig zu schwangeren Frauen in die Wohnung ging. Sehr oft aber versuchten die Frauen auch, sich gegenseitig zu helfen. Das am häufigsten benutzte Mittel war die lebensgefährliche Einspritzung von Seifenlauge. Ob der Arzt und die Hebammen in Gefahr standen, verpfiffen zu werden? Die beiden reagieren erregt: wer das getan hätte, hätte sofort die Koffer packen können. (Mir tut sich eine neue Welt auf.)

Ich frage, warum die Frauen so außerordentlich früh geheiratet hätten, was mir in den Statistiken aufgefallen war. Die Mädchen wollten aus der Familie heraus, sagt Frau S., wir versprachen uns



Die elterliche Familie von Frau S.

von der Ehe „den Himmel auf Erden". Herr S. fällt lebhaft ein: „und dann kamen sie vom Regen in die Traufe" – dieselben elenden Verhältnisse wie in der Familie der Eltern. Ich frage nochmals nach der Situation der Mädchen in der elterlichen Familie: ja, die hätten als unnütze Esser gegolten, Frauenarbeit war im Ruhrgebiet nicht

üblich, und so kam es sogar zu Kuppelei durch die Eltern. Und da waren die Kost- und Schlafgänger im Haus, die um die Mädchen warben, und diese willigten in ein Zusammensein, wenn nach einiger Zeit auch geheiratet wurde.

1975 verlieren wir die Verbindung. Ich bin als Hochschullehrer nach O. gegangen und stecke in einer tiefen Lebenskrise. Ich habe mich von meiner Frau getrennt, und überdies werde ich nach der Studentenrevolte mit meiner neuen Rolle überhaupt nicht fertig. Fast alle Zusammenhänge sind zu Bruch gegangen, neue müssen mühsam aufgebaut werden. Mitten in der Alltagsarbeit überfällt mich die Frage: wozu noch? Herr S. telefoniert hinter mir her, er schreibt ans Einwohnermeldeamt, schließlich erreicht mich ein nachgeschickter Brief. Er bittet um ein Lebenszeichen. Ich bin gerührt, kann mich aber zunächst überhaupt nicht dazu verhalten. Erst am 17. September 1976 sitze ich wieder bei ihm in der guten Stube.

Ich frage weiter nach seiner Lebensgeschichte. Einen breiten Raum nimmt der Erste Weltkrieg ein. Nach kurzer Kriegszeit bekam er das Eiserne Kreuz. Wenn er danach auf Heimaturlaub mit der Mutter einkaufen ging, kam es dazu, dass die Mutter z. B. einen Zehn-Mark-Schein auf den Ladentisch legte und 9,50 Mark zurückbekam, auch wenn sie für 6 Mark eingekauft hatte. Das war in der ersten Zeit der Kriegsbegeisterung. Er erzählt von der Front, von der bewusst ungeraden und unsymmetrischen Anlage der Schützengräben, und von seiner speziellen Tätigkeit, der Bergung von Verwundeten, die zwischen den Fronten mit weißer Fahne und Parlamentär vereinbart wurde oder ohne Zeremoniell nach Einsetzen der Dunkelheit erfolgte. Unrettbar Verwundete bekamen eine Morphiumspritze. Im Übrigen hätten sie den Ärzten bei der Gesundheitskontrolle der Prostituierten in den vom deutschen Militär eingerichteten Bordellen geholfen. Er schaudert bei dem Gedanken an diese Bordelle, in denen die Puffmutter in die Reihe der Wartenden hineinrief: „Der nächste schon mal anwichsen!"

Er zeigt mir seinen Militärpass, in dem alle Schlachten, an denen er teilgenommen hat, genau verzeichnet sind, er erzählt vom Waffenstillstand 1918 und der Räumung von Belgien, von der vorläufigen Entlassung in Wesel und der endgültigen in Sachsen. Dort

erhielt er den restlichen Sold, dazu drei Mark Marschgeld, er musste sehen, wie er damit bis ins Rheinland kam, Stiefel und Militärmantel behielt er „leihweise". Den Mantel schenkte er einer Freundin in Sachsen, die sich ein Mantelkleid daraus schneidern wollte.

Und dann sind wir wieder bei 1920. Nach dem Doppelmord musste er von seinem kümmerlichen Lohn ausser Frau und Kind auch noch Mutter und Schwester mit durchziehen. Die Formel von den „unnützen Essern" während des vorigen Besuchs wird noch eindringlicher, als ich erfahre, dass Mutter und Schwester nach einigen Jahren wieder heirateten. Ein jüngerer Bruder von Herrn S. ist nach dem Doppelmord nicht mehr richtig hochgekommen. Er grübelte immerzu, und manchmal habe er gesagt: „Ich möchte einen totschlagen, ich weiß nur nicht wen!" 1924 hatte Herr S. das schwer erschuftete Steigerdiplom in der Hand, trotzdem blieb er auf „Feuerberg" einfacher Hauer – die Vergangenheit. Bis der Betriebsdirektor dies nach einem Jahr feststellte und ausrief: „Aber Steiger werden doch wie verrückt gebraucht, gleich morgen früh fangen Sie an!" Am nächsten Morgen jedoch kam er kleinlaut an und murmelte: „Es tut mir schrecklich leid, aber es sind da noch Dinge aufgetaucht ... Ihr Vater ist als Kommunist gestorben, nicht wahr?" Darauf Herr S.: „Gestorben *worden*,[1] wenn ich mir diese Bemerkung erlauben darf; und auch nicht als Kommunist, sondern als USPD-Stadtrat von D. und Armenpfleger!" Er habe sich dann an zwei Lehrer von der Bergschule gewandt, und die hätten sich für ihn eingesetzt, „sie sagten sich wohl, das müssen wir machen, sonst wird der unser schlimmster Feind". Auf einer kleinen Zeche außerhalb des Thyssen-Konzerns erhielt er seine erste Steigerstelle. Ich fühle, wie sehr ich beim ersten Besuch mit dem Gedanken ‚Aufsteiger, korrumpiert durch Karrierestreben' in die Irre gegangen bin.

Irgendwie kommen wir dann noch auf den Tod zu sprechen, vielleicht als er einmal behaglich witzelt: „Ja, ja, wir beiden aus dem vorigen Jahrhundert!" Da ruft sie, zu ihrem Mann gewandt: „Du darfst nicht vor mir sterben, das wäre furchtbar, das würde ich nicht aushalten!" Ich habe ein starkes Gefühl dabei, kann aber den Ausruf

1 Im „Pfaffenspiegel" findet sich diese Formulierung häufig. Sie entspricht einer Erfahrung des Volkes.

nicht interpretieren.

Am 10. Mai 1977 gegen 22 Uhr Herr S. am Telefon, aufgelöst, stotternd: „Entschuldigen Sie bitte die späte Störung, denken Sie sich, meine Frau, nach 58 Jahren Ehe ... sie hat sich vor drei Monaten das Leben genommen." Du darfst nicht vor mir sterben! – das habe ich sofort wieder im Kopf. Ich frage nach Einzelheiten. Es sei schon dunkel gewesen, erzählt er, und vor dem Zubettgehen habe sie noch zu ihm gesagt: „Vielleicht habe ich dich manchmal verletzt, dich nicht richtig behandelt – kannst du mir das verzeihen?" Er: „Ach geh, du bist übermüdet, geh schlafen!" Sie sei nach oben gegangen, er habe sich noch etwa eine Stunde lang zu schaffen gemacht, sei ums Haus gegangen, und plötzlich habe er bemerkt, dass sein Pyjama, den sie sonst immer die Treppe herunterwarf, nicht an der gewohnten Stelle im Flur lag. Er nach oben – beide Betten unberührt. Eine furchtbare Nacht, das Suchen, die Polizei. Erst am nächsten Morgen habe die Schwiegertochter sie gefunden, auf einem angrenzenden Feld hinter einer Hecke: beide Pulsadern geöffnet. Später habe ein Nachbar in der Hecke ein scharfes Küchenmesser gefunden. Herr S. geht den Widersprüchen nach, die er sieht. Ihre Ängstlichkeit, sie ging nicht allein ins Dunkle, nicht allein in einen Fahrstuhl, immer musste er sie begleiten – und jetzt dieser „Mut". Oder ein anderer Widerspruch: Können Sie sich das denken, wie jemand, der sich eine Pulsader geöffnet hat, auch noch die andere öffnet? Oder: Sie war Katholikin, und Selbstmord ist doch für einen Katholiken eine schwere Sünde ... Von da aus kommt er auf die Frage der Religion: Er sei Protestant, noch pro forma in der Kirche, nicht zuletzt ihr zuliebe; sie Katholikin, sie sei regelmässig in die Kirche und zur Beichte gegangen, was sie vor ihm zu verstecken versucht habe („ich muss nochmal auf den Markt"); ihr zuliebe habe er sich damals katholisch trauen lassen. Nach dem Selbstmord habe er hinter ihrem Nachtschränkchen zwei Flaschen gefunden: Weihwasser und Wasser aus Lourdes. Der katholische Geistliche sei bei ihm gewesen und habe gesagt, niemals sei, das verrate er unter Bruch des Beichtgeheimnisses, von ihr eine Andeutung gefallen, aus der Selbstmordabsichten zu schließen gewesen wären.

Herr S. wird bitter. Vor noch nicht langer Zeit habe sie gesagt, es sei ihnen nichts erspart gebhieben – der Doppelmord, ein Kind im

Alter von fünf Jahren gestorben, der erste Sohn bei Stalingrad abgeschossen ... „und wenn ich sie jetzt noch sprechen könnte, würde ich ihr sagen: und du hast dafür gesorgt, dass mir nichts, aber auch



Johanna L. im Alter von 19 Jahren

gar nichts erspart geblieben ist.“ Der Sohn erfasse das alles nicht: der habe gesagt, ach Vater, sie hätte ja auch an Herz- oder Hirnschlag sterben können ... Er: „Als ob das dasselbe wäre!“ Bohrend fragt er, ob hier nicht ein Licht nach rückwärts falle, vielleicht auf die ganze Ehe. Und wieder ganz bitter: Da haben wir damals einen

Trauschein bekommen, „bis ans Lebensende", und einem von beiden ist es zu lang geworden ... 60 Jahre lang waren wir zusammen, „und wir waren noch immer wie ein Liebespaar". Der katholische Geistliche habe die Sorge geäußert, ob auch er ...? Nein, habe er geantwortet, „da brauchen Sie keine Sorgen zu haben, ich habe zwei Kriege mitgemacht, ich habe keine Angst vor dem Tod, das ist für mich ein ganz natürlicher Vorgang." (Über die aufreizende Logik dieses Satzes – Krieg, natürlicher Vorgang – habe ich seitdem oft nachdenken müssen.)

Es ist ein langes Telefongespräch. Zuletzt sagt er: „Vor drei Wochen hätte ich noch nicht mit Ihnen darüber sprechen können. Ich danke Ihnen, dass sie mir zugehört haben."

Aufgewühlt suche ich nach Zusammenhängen. Die beiden, denke ich, haben zu isoliert gelebt, der unvermeidliche Preis aller Aufsteiger. Aber wurde die Entscheidung für den Aufstieg nicht in dem Moment zwangsläufig, als das junge Ehepaar nach dem Doppelmord plötzlich Mutter und Schwester mit durchziehen musste? 1920 gab es eine einzige öffentliche, nach außen gewendete Verarbeitung des Doppelmordes, in Gestalt des oben erwähnten Berichtes der Mutter. Dann waren Herr und Frau S. und ihre Angehörigen in den Mauern des Schweigens und der Verfemung eingeschlossen. Was hätte geschehen müssen, was wäre möglich gewesen? Fünf Tage später rufe ich Herrn S. an. Er spricht von „Kleinigkeiten, die einem hinterher einfallen", z. B. der Andeutung, sie sollten ihr Testament machen. Am Morgen habe sie noch mit ihm getanzt, den Schneewalzer – „komm, du konntest immer so gut tanzen". Wieder zitiert er den Trauschein: „bis ans Lebensende", und wandelt dann den Wortsinn ab: „Der eine sitzt jetzt in Einzelhaft." Lebenslänglich. Das Leben als Knast.

Ein Rückblick: Was ist mit mir selbst im Verlauf meiner Beziehung zu Herrn und Frau S. geschehen? Was hat sich verändert? 1968, als ich zum ersten Mal bei ihnen saß, war ich der oral-history-Forscher, der erfahren wollte, was die schriftlichen Quellen nicht mehr hergeben. Dahinter stand der pathetische Vorsatz: ich will alles über den Bürgerkrieg von 1920 wissen, und ich will die Toten der Vergessenheit entreißen! In den folgenden Jahren führte Herr S. mich zu der Einsicht, dass die großen Aktionen der Arbeiterbewe-

gung seltene Augenblicke im Leben der Arbeiter waren. Bei meinem zweiten Besuch 1973 breiteten die beiden den Alltag vor mir aus,



Frau S. so wie ich sie kennenlernte

die tagtägliche Plackerei von frühmorgens bis nachts. Mein Pathos war noch nicht weg, es richtete sich auf ein anderes Objekt. Aber da war von Anfang an noch etwas anderes. Ich war nicht nur der

Historiker gewesen, der Gewesenes und Geschehenes aufschreibt. 1968 erst ganz am Rande, bei den Fragen des Sohnes. Durch mein Erscheinen griff ich in das Leben der beiden Alten ein. Dasselbe taten sie dann auch mit mir, am intensivsten 1975/76, als Herr S. nach meinem Verbleib fahndete. Mir tat das gut; in meiner allgemeinen Ratlosigkeit saß ich bei meinem dritten Besuch ohne innere Anspannung bei ihnen und ließ mir ganz einfach erzählen; erzählen, was mir an ihren bisherigen Berichten an Lücken aufgefallen und worauf ich inzwischen neugierig geworden war. Aber da war der Ausruf von Frau S. gewesen: „Du darfst nicht vor mir sterben!" Das war ein Stoß, eine Verunsicherung. Frau S. deckte auf, dass ich die stillschweigende Perspektive hatte, die beiden würden irgendwann sterben und meine Beziehung zu ihnen auf diese Weise zuende sein, so wie eben die Generation der Älteren irgendwann nicht mehr da ist. Diese Perspektive hatte Frau S. in Frage gestellt. Aber in welche Richtung ging das? Was war mit Frau S. selbst? Nun löste sich das Rätsel auf. Die schreckliche Lösung lautete: Die Geschichte von 1920 ging immer noch weiter, und nun hatte sie auch mich selbst eingeholt. Die Frau, die meine Großmutter hätte sein können – und bei jedem meiner Besuche hatte es eine Gelegenheit gegeben, bei der sie sich auch so verhalten hatte –, hatte sich umgebracht. Nicht mehr die „ganze" Aufstandsbewegung von 1920 interessierte, sondern „nur" noch das Schicksal dieser einzigen Familie, dessen Teil ich geworden war. Was bedeutet der Tod? Wie leben wir angesichts des Todes in unseren Beziehungen? Kann die Beschäftigung mit der Vergangenheit unser Leben intensivieren, und wenn ja, welche Fragen müssen wir dann vorrangig stellen?

Am 4. und 5. Juni 1977, einem Wochenende, besuche ich Herrn S. Sohn, Schwiegertochter und ein Enkelkind sind auch da, die Schwiegertochter sorgt fürs Essen, schließlich lassen sie uns allein. Auf dem Schrank im Wohnzimmer stehen zwei schön eingerahmte Fotos von Frau S.: links als junges Mädchen in weißer Bluse und Rock, rechts eine Porträtaufnahme aus ihren letzten Jahren. Wiederholt weint Herr S., wenn er auf den furchtbaren Schlag zu sprechen kommt. Aber insgesamt hat er sich doch bereits gefangen. Wiederholt versichert er, dass er, wäre er zehn Jahre jünger, kein Jahr lang „einspännig" bleiben würde. Er gibt mir den dringenden

Rat, mir eine „Gefährtin" zu suchen und mit ihr Kinder zu haben; allein sein im Alter sei nicht gut. Ich erlebe das als große Toleranz mir gegenüber (als ich ihm beim letzten Mal von meiner Scheidung erzählt hatte, war er sehr verwirrt gewesen), sich selbst gegenüber erscheint er mir dagegen verhärtet. Er ist im Joch, er wünscht sich ein zweites Zugtier neben sich vor dem schweren Karren. (Und überhaupt, was ist das für eine Redewendung, die ich da gebrauche: er „hat sich gefangen"?)

Wir tauchen tief hinab in die Vergangenheit. Als er geboren wurde, war sein Vater 18, seine Mutter 19 Jahre alt. Beide mussten arbeiten. Ein Jahr später kam seine Schwester. Die beiden Kinder wurden tagsüber zu den Großmüttern gegeben, er zur väterlichen, die Schwester zur mütterlichen. Der Großvater väterlicherseits verdiente acht Mark pro Woche, was für den Lebensunterhalt nicht reichte, die Großmutter hatte zehn Kostgänger, 25 Pfennig nahm sie pro Mahlzeit. Schon als kleiner Junge verdiente er etwas dazu, indem er beim Großhändler Bücklinge in der Dose kaufte, 30 bis 33 Stück pro Dose, die Dose zu einer Mark; dazu Pergamentpapier, das in kleine Teile gerissen wurde; die eingewickelten Bücklinge die Straße entlang einzeln verkauft: die kleinen für 3, die mittleren für 5, die großen für 7 Pfennig – das ergab im günstigsten Fall 1 Mark Verdienst pro Dose. (Die Zahlen hat er noch jetzt genau im Kopf!) Ähnlich frage ich nach der Kindheit von Frau S., und zwischendurch bitte ich immer wieder um Fotos (Großeltern, Kinderbilder usw.). Herr S. spricht jetzt sogar von 12 Kindern in der Familie. Johanna ist eins der jüngsten. Als die Mutter 1917 an Unterernährung stirbt, ist die ältere Schwester bereits verheiratet, also muss Johanna den Haushalt für den Vater und die drei, vier unverheirateten Brüder führen. Dann bringt der Vater eine neue Frau ins Haus, dazu deren Sohn im Alter von 23 Jahren; der stellt ihr nach. Sie aber liebt Kurt S. Sie wendet sich an Vater S., der Stadtrat und Armenpfleger ist, und schildert ihm die häuslichen Verhältnisse als unhaltbar. Vater S. spricht mit seinem Sohn: Liebst du dieses Mädchen? Und wirst du sie auch heiraten? Als Kurt auch das zweite bejaht, sagt der Vater: Ist gut, ihr kriegt das Zimmer oben. Sie bekommt von ihrem Vater einen Schrank als Aussteuer, den bringt sie mit. Im Dezember 1919 heiraten sie, es ist keine Mussheirat, das erste Kind kommt Ende

1920. Ich frage: „Sie hatte damit eine Familie gefunden, die Trennung von ihrer väterlichen Familie war total?" – „Ja, sie verachtete ihre Sippe." Ich: „Und dann wird in diese Ersatzfamilie plötzlich ein doppeltes Loch gerissen, der geliebte Ersatzvater und der Schwager erschlagen, und den eigenen Mann hätte es um ein Haar auch erwischt." Damit scheint meine Theorie von den Isolationsschäden hinfällig. Zumal als er weiter erzählt: sie hätten viele Freunde und Bekannte gehabt, und besonders mit einer Freundin habe seine Frau auch über ihre „Lebensnot" gesprochen. Auf seinem Geburtstag am 3. Februar waren rund 20 Gäste da. Auch die seit 30 Jahren betriebene Imkerei brachte sie mit vielen in Kontakt. Aber auch die engste Freundin konnte nichts gegen die Phantasie ausrichten, die sie zeit ihres Lebens verfolgt haben muss: dass auch der Mann unter den Erschlagenen hätte sein können. Der Verlust des Ersatzvaters wird die Anklammerung potenziert haben. Die grünen Sicherheitspolizisten kommen wieder, um den Mann doch noch abzuholen, je älter sie wird, umso öfter. Und was ist, wenn es eines Tages so weit sein wird, wenn ihr Mann stirbt und sie überlebt? Geht sie dann nicht auf die Seite der Mörder über?[3] Schließlich hält sie es nicht mehr aus; sie kommt dem Tod des Mannes zuvor, indem sie sich selber umbringt. Eine Frau im Alter von 78 Jahren. Nach fast fünf Jahrzehnten ereilt sie das Schicksal von 1920. Ja, sie sei extrem von ihm abhängig gewesen, sagt Herr S. Und sie habe ihre Angst auch immer wieder angesprochen, und da habe er gesagt: „Gott, das kann man doch nicht wissen, wer zuerst stirbt, aber der, der den anderen überlebt, muss eben das Beste daraus machen, und du bist materiell vollkommen abgesichert." Aber er konnte ihr eben tatsächlich nicht helfen, weil er ihr nicht garantieren konnte, dass sie zuerst sterben würde.

Am Tag nach dem Geburtstag habe sie gesagt: „Jetzt feiern wir zu zweit nach. Du bist der beste Kerl auf der Welt. Leg den Schneewalzer auf, komm, du konntest immer so gut tanzen." Dann habe sie ihn gebeten, einen wuchtigen Aschenbecher aus Alabaster, den tags zuvor die Schwester zum Geburtstag geschenkt hatte, wegzustellen. Er: Aber das ist ein Geschenk, ich finde ihn auch nicht besonders schön, aber wenn sie kommt und sieht ihn nicht? Schließlich gibt er nach und stellt ihn auf die Fensterbank. Damit ist sie nicht zufrieden. „Der sieht doch aus wie rohes Fleisch, als ob es blutet ... (Oder

sah sie im Aschenbecher den Sarg? Rauchen – Nikotinschäden; er erzählte mir, sie habe in ständiger Angst gelebt, er könne Staublunge haben. Und Alabaster ist schwer.) Er erklärt sie für überdreht, stellt das Ding aber unter die Treppe. Abends sieht der Enkel noch einen Fernsehfilm bei ihnen. Dadurch kommt Herr S. später zu Bett als sonst. In dieser Zeit ist es geschehen.

Vorm Zubettgehen zeigt Herr S. mir das eheliche Schlafzimmer, das er seit dem Selbstmord nicht mehr benutzt hat. Er schläft unten auf einem Sofa. Am Sonntag gehen wir – zum ersten Mal in unserer Beziehung – in den Garten, zum Bienenhaus, dann zeigt er über die Hecke auf das Feld, auf dem seine Frau gestorben ist. Später fahren wir in seinem Wagen zum städtischen Friedhof, wo er mir zuerst das Grab seiner Frau, dann den Gedenkstein für die Toten von 1920 zeigt. Vor dem Gedenkstein ein verwitterter Kranz der DKP, Herr S. wundert sich, dass der überhaupt noch da liegt, „das sind die einzigen, die noch daran denken". Auf dem rechteckigen Platz vor dem Gedenkstein sieht man rechts und links Gedenksteine für Russen, die 1943/44 beim Autobahnbau und im Walzwerk gestorben und hier beerdigt worden sind.[4] „Die dachten wohl: Bolschewisten zu Bolschewisten," kommentiert Herr S.

An einem Wochenende im Dezember 1977 bin ich wieder hingefahren, diesmal zusammen mit meiner Freundin. Er führte uns sofort auf den Friedhof. Am Grab seiner Frau weinte er und ging beiseite. Das Gemeinschaftsgrab und den Gedenkstein der Toten von 1920 konnte er erst nach langem Suchen finden, das sei ihm noch nie passiert. Als wir die Stelle verließen, sagte er: „Alles ohne Recht und Gesetz, und deshalb sollen sie heute das Maul halten, wenn es über Chile und diese Länder geht ..." Zuhause, beim Kaffeetrinken und dann wieder abends, macht er immer wieder bittere Anspielungen auf den Selbstmord seiner Frau. Dann wieder sagt er: „Glauben Sie mir, das Weiterleben ist oft schwerer als das Sterben!" (So nähert er sich nun selbst der Grunderfahrung seiner Frau.) Und dann: „Ja, man hat immer verächtlich über die Religion gedacht, aber wenn ich an den Bibelspruch denke: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele – das sind doch Grundwahrheiten, nicht wahr?" Er habe oft gegrü-

belt, ob er irgendwie Schuld habe. Er sei auf nichts gekommen, bis auf einen Vorwurf, den er sich mache: „übertriebene Sparsamkeit". Aber sie seien eben immer so bitter arm gewesen, „die erste Anschaffung war der Kinderwagen, und der Mensch kann eben nicht aus seiner Haut". – In der Nacht zum Sonntag lässt er uns im ehelichen Schlafzimmer übernachten, das er selbst immer noch kein einziges Mal wieder benutzt hat. Er selbst schläft nebenan in dem Besucherzimmer, das sonst immer ich bekam.

Im Juli 1978 lehnte Herr S. ein Besuchsangebot ab; „in meiner derzeitigen körperlichen und seelischen Verfassung wäre ich ein denkbar schlechter Gesellschafter und Gastgeber", schrieb er in einem knappen Brief. „Ich höre trotzdem gern von Ihnen." Ein Jahr später schrieb ich ihm, ich hätte das gut verstehen können; „ich weiß, dass Sie mit mir gerade die schmerzlichsten Erinnerungen verbinden und dass das nicht immer und immer wieder aufgerührt werden soll". Postwendend antwortete er am 18. September 1979: „Ich versichere Sie, mir würde es Freude machen, Sie und vor allem auch Ihre Erkorene bei Gelegenheit einmal bei mir zu sehen. Sollte ich nicht den richtigen Ton getroffen haben bei Ihrer vermeintlichen Ausladung im vergangenen Jahr, dann bitte ich um Entschuldigung, vielleicht stand ich seinerzeit etwas viel im Schatten". Das war sein letztes Lebenszeichen. Am 2. Oktober 1979 ist Herr S. im Alter von 84 Jahren gestorben.

Kürzlich habe ich aus Zeitungsstapeln im Stadtarchiv die Todesanzeige für Frau S. herausgesucht. „... völlig unerwartet für immer von uns gegangen", heißt es da. Das Tabu des Selbstmords, als Endpunkt einer langen Reihe von Tabus.

Doch, es sind Isolationsschäden gewesen. Isolation nicht, weil Herr S. ein Aufsteiger war, sondern Isolation als Folge von verbotener Geschichte. Noch Ende der Weimarer Republik verfasste ein hoher Jurist eine Denkschrift, in der er forderte, alle Teilnehmer des Aufstandes von 1920 zu erfassen und vor Gericht zu stellen.[5] Nach 1933 war es ein entscheidender Punkt für Denunzianten im Arbeiterviertel, vor allem der SA, wenn jemand 1920 dabeigewesen war.

Ich habe diesen Bericht mit Schuldgefühlen geschrieben. Habe

ich etwas falsch gemacht, etwas versäumt? Ich bin so erzogen, dass ich die moralische, ja religiöse Verpflichtung spüre, den Elenden zu helfen. Dass es Unabänderlichkeit von Elend gibt, und zwar Elend, mit dem ich in Berührung gekommen bin, ist mir fast unmöglich zu akzeptieren. Oder die andere Frage: Habe ich etwas getan, was ich hätte unterlassen müssen? Hätte ich das Böse schlummern lassen sollen, und Frau S. hätte eines natürlichen Todes sterben können? In beiden Varianten überschätze ich meine Bedeutung und meine Möglichkeiten. Herr S. hat die erste Begegnung herbeigeführt, nicht ich, und er hat unsere Beziehung über den kritischen Punkt hinweg aufrechterhalten. Er und seine Frau wollten reden.

Aber offenbar hätte schon viel früher geredet werden müssen, gleich damals nach dem Doppelmord. In Deutschland wird bis zur Vernichtung verfolgt. Wie anders hätten die Arbeiterorganisationen und die Vereine aussehen müssen, die einen Ort des Redens für mindestens ebenso wichtig gehalten hätten wie Geldsammlungen für die Opfer ... und welch anderes Verhältnis zu den Frauen wäre erforderlich gewesen ...

Arbeiterbewegung als Männerbewegung

1905 veröffentlichte der Fabrikarbeiter Moritz Bromme seine Lebenserinnerungen. Niedergeschrieben hatte er sie auf Anregung eines Intellektuellen. Das letzte Kapitel heißt „Mein Familienleben". Hier erfahren wir, dass Bromme und seine Frau sechs Kinder im Alter zwischen 10 Jahren und 6 Monaten haben. Die Frau muss mitverdienen; sie näht fehlerhafte Webwaren aus, nicht selten bis zum frühen Morgen. Da sei es, schreibt Bromme, „kein Wunder, wenn oft erst die Betten abends kurz vor dem Schlafengehen gemacht werden, obwohl ich oft und erregt darüber geschimpft habe. Unzählige Male habe ich angeordnet, dass die Betten gleich früh gemacht werden sollen".[1] Die Frau antwortet mit Gegenvorwürfen:

> „Du läufst die Woche 3,4 und 5 Abende in Partei-, Verbands- oder Konsumvereinssitzungen, und alles kostet Geld, mir machst Du nichts weis. Wenn ich mir da andere Männer bedenke. Die helfen ihrer Frau viel mehr als Du, sehr selten bekommt man von Dir einen Eimer Wasser geholt. Da kommst Du abends heim, redest nicht mit mir, gibst kurze grobe Antworten, schreibst, liest, bis Du einschläfst und mir dann die halbe Nacht hindurch wieder eine Kugel voll Öl verbrannt hast. Das nennst Du Ehe. Die Partei und Deine guten Freunde, denen doch meist die Falschheit aus den Augen schaut, die gehen vor. Sogar die Schuhe muss ich Dir noch putzen, wenn ich nicht haben will, dass Du ungewichst gehst. Dafür wird man kurz und grob behandelt."[2]

Etwas später schreibt Bromme:

> „Der größte Ärger meiner Frau ist mein spätes Nachhausekommen an den Sonnabend-Abenden. Aller 14 Tage sonnabends gehe ich nämlich aus und zwar in die Sitzungen des Holzarbeiterverbandes, dessen Kassierer ich seit der Gründung bin, und die ich also wirklich nicht versäumen darf. Aber auch darüber nörgelte manchmal

die Ehehälfte: ‚Wenn Du wenigstens nach Versammlungsschluss nach Hause kämst, ließe ich es mir noch gefallen, aber um 2 oder 3 Uhr wird es ja sicher wieder. Da wette ich drauf.' Ich entgegne dann: ‚Ach Unsinn, um 1/2 12 Uhr bin ich spätestens zurück.' Aber meine Frau behält gewöhnlich Recht. Bis 1/2 12, manchmal um 12 Uhr dauern die Sitzungen, weil sie vor 1/2 10 Uhr selten beginnen. Danach wissen die Kollegen schon Themata anzuschneiden, die mich fesseln. So vergesse ich mich oft und ärgere mich dann gewaltig, wenn meine Gattin mir Vorwürfe macht, dass ich nicht gescheit würde und in meine Gesundheit hinein stürme. Oftmals nahm ich mir schon vor, diese Sonnabendskneiperei sein zu lassen und meiner Frau zu folgen, aber bald sind alle guten Vorsätze wieder vergessen. Man denkt, morgen ist ja Sonntag, da kann man ausschlafen." [3]

Am Samstag beginnt zudem der Waschtag, „ein kritischer Tag" im Hause des Arbeiters, wie Bromme vermerkt:

„Meine Frau litt auch hier wieder darunter, während der Werktage diese Arbeit nicht verrichten zu können, um jede freie Minute der Erwerbsarbeit widmen zu können. Alle 14 Tage, spätestens drei Wochen wird deshalb ein Sonntag dazu benutzt. Sonnabend Abend fängt die arme Frau schon mit der Sache an und wäscht bis Mitternacht. Früh um 4 Uhr, spätestens 1/2 5 Uhr steht sie dann schon wieder am Bottich, um noch etwas fertigzubringen, bevor die Kinder erwachen. Will eins derselben trotzdem zeitig heraus, so wird die Mutter böse, weil sie dann von der Arbeit weglaufen muss. Geschieht es dennoch, so müssen sie wenigstens, nur mit dem Allernotdürftigsten bekleidet, auf der Küchenbank sitzen bleiben, bis alle zur Stelle sind; dann wird schnell Kaffee getrunken, die Kinder werden gewaschen und angezogen, und nun gehts wieder über die Wäsche her. Mit einer kurzen Unterbrechung zur Bereitung der Mittagsmahlzeit, ist dann meine Frau unausgesetzt bis zum Abend tätig, um endlich totmüde ihr Lager aufzusuchen. Wenn ich an solchen Sonntagen Versammlung habe, zieht gewöhnlich schlecht Wetter am ehelichen Himmel herauf." [4]

Bromme schildert die perfekte Trennung von Haushalt und Po-

litik. Gewerkschaftsversammlung des Mannes – Waschtag der Frau. Diese Offenheit wirkt sympathisch aufrichtig. Zugleich aber spricht aus ihr eine zähe Hartnäckigkeit: er gibt das alles zu, ohne die geringste Absicht erkennen zu lassen, etwas an dem Übel zu ändern.

Die Trennung von Haushalt und Politik geht so weit, dass sie selbst da durchgeführt wird, wo die Politik unmittelbar in den Haushalt hineinwirkt. Wenn die Frau schon den ganzen Haushalt am Hals hat, warum ist sie dann nicht Mitglied des Konsumvereins? Aber auch das hat der Mann okkupiert, eine dritte Mitgliedschaft neben der in Partei und Gewerkschaft. Die Frau kauft die Lebensmittel ein, der Mann kämpft für ihre Verbilligung.

Wenn Bromme das Haus verlässt, dann schüttelt er das Übel von sich ab, lebt für einige Stunden auf. Dann „vergisst er sich oft", wie er sagt, sich und seinen Gesundheitszustand (er ist lungenkrank). Er ist unter Männern, die in der Mehrzahl dieselbe Doppelexistenz führen und ebenfalls das Übel für einige Stunden von sich abgeschüttelt haben.

Warum nach der Fabrikarbeit des Mannes keine gemeinsame Erledigung der restlichen Hausarbeit? Warum kein Gespräch zwischen Mann und Frau, das über die immergleichen Themen: Not und Mangel, das Geld reicht mal wieder nicht usw., hinausgeht? Kein Gespräch über die beiderseitigen Erfahrungen und Fähigkeiten, kein Gespräch über die Kinder? Aber vielleicht sind das irreale Vorstellungen, geschöpft aus meinem bürgerlichen Elternhaus. Ich will versuchen, so nah wie möglich an die Realität von Arbeitern und der Arbeiterbewegung heranzukommen.

Das Singen am Feierabend wäre eine Gelegenheit gewesen, wo Männer und Frauen etwas gemeinsam hätten machen, wo sie wenigstens einen gemeinsamen Abend hätten haben können. Dafür hätte es sogar Vorbilder gegeben: die Liedertafel, den Chorverein und nicht zuletzt die Kirche. Ja, die Kirche: sie organisierte zwar Männer und Frauen getrennt, aber beim Chorsingen machte sie eine Ausnahme. Dieses Vorbild wurde nicht kopiert. Die Arbeiterbewegung machte auch aus dem Singen eine Männersache, den proletarischen Männerchor[5] – eine weitere wöchentliche Abendveranstaltung, zu der der Mann allein hinging. (Das gilt nicht für Bromme. Aber vielleicht nur deshalb, weil er lungenkrank war.)

*

Dem entsprachen die Lieder, die dort gesungen wurden. Das mit Abstand beliebteste Chorlied war seit seinem Erscheinen um 1905 „*Tord Foleson*“, getextet und komponiert von Gustav Adolf Uthmann, einem Wuppertaler Färbereiarbeiter, später Krankenkassenbeamten, der sich autodidaktisch Kompositionslehre angeeignet hatte – einem auch über die deutschen Grenzen hinaus berühmten Vertreter der Arbeitergesangsbewegung.[6] Das Lied besingt eine Szene in der Frühgeschichte Norwegens, die Uthmann über den norwegischen Schriftsteller Per Sivle kennengelernt hat:

Sie standen in Norwegs Feld gerüstet zum Streit:
Die alte gegen die neue Zeit.
Das, was musst' fallen, gegen das, was bestehn sollt';
das, was wollt' wachsen, gegen das, was vergehn sollt'.
Da zogen das Schwert sie zur selbigen Stund',
der kühne, junge Olaf und der graue Torehunt.
Und der Heerruf erscholl, dass die Erdfesten dröhnten,
und die Pfeile schwirrten, und die Spieße stöhnten.
Nun meldet die Sage: Da trug ein tapfrer Mann,
Tord Foleson, Olafs Banner voran.
Von diesem Bannerträger wird man singen und sagen,
solang man in Norweg Banner wird tragen.
Denn wie er die tödliche Wunde empfing,
weit vor in den Kampf mit dem Banner er ging.
Und bevor er fiel, mit der letzten Kraft
fest in die Erde stieß er den Schaft.
Und die alte Sage, sie tut uns kund:
Tord fiel zu Boden, doch das Banner stund!
Und solches sollt' fürder ein jeder noch wagen,
der das Freiheitsbanner im Kampf mag tragen!
Der Mann mag sinken, wenn das Banner nur steht,
gleich jenem in Norwegs Feld, wie die Sage geht.
Und das ist das Herrliche, Große auf der Welt:
Das Banner kann stehn, wenn der Mann auch fällt![7]

Leider kann ich dem Buch keine Cassette beigeben, die Partitur muss ein notdürftiger Ersatz sein. Uthmanns Komposition ist „heroischer" Männerchor, wie er damals üblich war und heute noch ist; die Sänger müssen sich aufblasen und dramatisch steigern können. Betrachten wir die Melodieführung des 1. Tenors! An drei Stellen erreicht sie das höchste Plateau, und an allen drei Stellen schreibt die Partitur zugleich „fortissimo" vor: bei „stieß er den Schaft" (vom Text her ist das der phallische Höhepunkt), am Ende der Verallgemeinerung („Im Kampf mag tragen"), und in der letzten Zeile. Für die beiden letzten Zeilen verlangt die Partitur außerdem noch ausdrücklich „großes Pathos". Zum Text: Die alte steht gegen die neue Zeit, verkörpert in Alter und Jugend der beiden Heerführer („Die Neue Zeit" war der Titel der theoretischen Zeitschrift der SPD). Kampf zwischen Rückschritt und Fortschritt, historischer Augenblick, wir haben den Gang der Weltgeschichte auf unserer Seite; da zählt der Einzelne wenig (nichts?), auf die Fahne kommt es an! Der Fahnenträger des Neuen drängt (entgegen den normalen Regeln des Kampfes) bis in die vorderste Linie, er wird tödlich getroffen, aber er stößt den Fahnenschaft in die Erde – der große Gestus, die heroische Gebärde: der historische Fortschritt ist am äußersten Punkt markiert. Dafür kann der Fahnenträger mit dem Leben bezahlen, der Sinn seiner Existenz ist erfüllt.

Unzählige Reden (von Männern) sind mit den Schlusszeilen dieses Liedes beendet worden. „Und das ist das Herrliche, Große auf der Welt: Das Banner kann stehn, wenn der Mann auch fällt!" – da war der brausende Beifall sicher. Die wichtigste historische Situation, in der das Lied gesungen wurde, ist der Arbeiteraufstand im Ruhrgebiet vom März 1920, der sich aus der Abwehr des Militärputsches von Kapp und Lüttwitz entwickelte. In den Straßenkämpfen gegen Militär und Polizei hatten die Arbeiter des Ruhrgebiets Tote, die sie dann einige Tage nach ihrem Sieg in riesigen Demonstrationen zu Grabe trugen (in der Regel übrigens zusammen mit den gefallenen Gegnern). Menschenmassen kamen dabei zusammen wie ganz selten in der Geschichte, der Zug vom Ort der Aufbahrung der Särge bis zum Friedhof dauerte viele Stunden, und dann entwickelte sich am offenen Gemeinschaftsgrab eine pathetische Zeremonie mit Fahnen, Rezitationen, Ansprachen und nicht zuletzt mit „Tord


Tord Foleson (G. Adolf Uthmann, Text nach Per Sivle; Partitur nach dem Stimmenmaterial – Hrsg. Deutscher Arbeiter-Sängerbund – der Arbeiter-Liedertafel Oldenburg-Osternburg von 1884)
Ruhig, aber in straffem Rhythmus
Tenor I
Tenor II
Bass I
Bass II
mf
Sie standen in Norwegs Feld gerüstet zum Streit: Die alte gegen die neue Zeit. Das, was mußt fallen, gegen das, was bestehn sollt; das, was wollt wachsen, gegen das, was vergehn sollt. Da
Bewegter
zogen das Schwert sie zur selbigen Stund, der kühne junge Olaf und der graue Torehunt.
Langsamer
f
a tempo
Und der Heer-ruf er-scholl, daß die Erd-festen dröhnten, und die Pfei-le schwirrten und die
Und der Heerruf er-
daß die Festen



etwas zögernd
leicht
Spie – – ße stöhnten. Nun meldet die Sage: Da trug ein tapfrer
Mann, Tord Fo- le- son, Olafs Banner voran. Von diesem Bannerträger wird man
zögernd
sin – – gen und sagen, so lang man in Norweg Banner wird tra – gen. Denn
Ruhig deklamierend
wie er die tödliche Wunde empfing, weit vor in den Kampf mit dem
drängend
Banner er ging. Und bevor er fiel, mit der letzten Kraft fest in die Erde


breit
stieß er den Schaft. Und die alte Sa-ge, sie tut uns kund: Tord fiel zu Bo-
-den, doch das Banner stund! Und solches sollt fürder ein je-der noch wagen, der das Frei-
Zögernd, aber ff
Sehr ruhig, aber bestimmt (♩=72)
-heitsbanner im Kampf mag tra-gen! Der Mann mag sinken, wenn das Banner auf-
Zögernd
Mit großem Pathos (♪=98)
steht, gleich jenem in Norwegs Feld, wie die Sage geht. Und das ist das Herrliche,
Größe auf der Welt: Das Banner kann stehn, wenn der Mann auch fällt.
breit

Foleson", gesungen von einem Arbeitersängerchor.[8] Ihr seid tot, aber ihr habt den Schaft in die Erde gestoßen, das Banner weht: damit nahmen die Lebenden Abschied von den Toten.

Man denke nicht, das Lied sei ein einmaliger ‚Ausrutscher' gewesen. Aktive Parteimitglieder wurden oft und gern „Soldaten der Revolution" genannt.[9] Die zwölf Jahre des Sozialistengesetzes galten als das „Heldenzeitalter" der Bewegung.[10] Und nach dem Fall des Sozialistengesetzes verabschiedete sich der in London erscheinende „Sozialdemokrat" mit folgenden Worten von seinen Lesern:

> „Der Schmuggel [des Blattes] in 's Reich war überhaupt nicht die schwierigste Aufgabe. Viel wichtiger war die Weiterverbreitung und ... die Verteilung an die Abonnenten und Leser. Das erforderte ein ganzes Heer energischer, geschickter und – nicht nur in politischer Hinsicht – zuverlässiger Genossen. Hier lag die Schwerkraft unseres elfjährigen Feldzuges. Ohne dieses Heer pflichtgetreuer Soldaten hätten wir ihn nun und nimmer führen können. Unsere ‚Gemeinen' haben uns zu dem gemacht, was wir gewesen.
>
> Ein Wachtposten, ausgeschickt in gefährdeter Zeit, auf gesichertem Boden Wache zu halten, verlassen wir jetzt, wo diese Wache überflüssig geworden, unsern Standort und treten in Reih und Glied zurück ... Der ‚Sozialdemokrat' verschwindet, aber die Lücke, die er hinterlässt, schließt sich schnell, und die Fahne, die er bisher getragen, flattert nur noch stolzer in den Lüften".[11]

*

Kehren wir noch einmal zu Bromme zurück (der übrigens als typischer Sozialdemokrat gilt, nach 1918 wurde er Senator von Lübeck). Er schreibt aus einer Haltung des Fatalismus. Die Zerwürfnisse mit seiner Frau wegen seiner politischen Aktivitäten gehören für ihn zu den vielen Widrigkeiten, die ihm im Leben begegnet sind: man muss damit fertig werden und versuchen, sein inneres Gleichgewicht zu bewahren. Eine weitere Männerhaltung gegenüber dem Problem war *Aggressivität.*

Adolph Hoffmann, Verleger sozialdemokratischer Agitationsbroschüren, in zahlreichen Funktionen Mandatsträger der Partei,

1918 für kurze Zeit preußischer Kultusminister, richtete 1893 an die Frauen einen „Warnungsruf". Die durchschnittliche Ehe der Genossen, schreibt er, sei äußerst unbefriedigend und letztlich unerträglich. Die Politisierung der Männer bezeichnet er als unausweichlich: „Der Mann ist heute nicht mehr vom öffentlichen Leben zurückzuhalten, wo er geht und steht drängen sich ihm die politischen Fragen auf, welche heute die ganze Welt erschüttern"; das durchschnittliche Verhalten der Frauen ist für ihn „Gleichgültigkeit" und „Trägheit zum Denken".[12] Nach dieser Analyse, die keine ist, wird Hoffmann polemisch:

> „Frauen und Mädchen! Im eigenen persönlichen Interesse dürft ihr den Mann, den Bräutigam nicht zurückhalten, sondern ihr müsst ihn anspornen und erquicken zu neuem Kampfe, wenn er erschöpft und entmutigt niedersinkt; im eigenen persönlichen Interesse müsst ihr euch über alle politischen Tagesfragen aufklären und bewandert müsst ihr werden in den Vorgängen des öffentlichen Lebens, denn nicht jeder Mann lässt sich abhalten von der heiligsten Aufgabe, der Befreiung des Volkes und – dann gibt es einen tiefen Riss in dem ‚Mit- und Füreinanderleben' ... Wenn der Mann heimkehrt von der Arbeit, ist das Herz voll von Gefühlen über erduldete Ungerechtigkeiten, der Kopf voll von Plänen, wie andere Zustände geschaffen werden könnten, wie die Gerechtigkeit so schön auf Erden walten könnte ... und während alle diese Worte begeistert von seinen Lippen fließen, sitzt die Gefährtin seines Lebens teilnahmslos, gelangweilt dabei und schläft womöglich, mit irgend einer kleinlichen häuslichen oder persönlichen Frage, welche ihre Gedanken durchkreuzt, beschäftigt, während der Erzählungen des Mannes ein. – Ein trauriger Blick, ein Seufzer des Gatten, der es bemerkt, und – er schweigt." [13]

Wie geht es weiter? Der Mann bringt keine Bücher mehr mit nach Hause, er liest nicht mehr, er sucht Geistesverwandte außerhalb des Hauses, „Leidensgenossen", der Meinungsaustausch verlagert sich in die Kneipe.[14] Und das ist erst die vorletzte Etappe:

> „Das Schlimmste aber tritt für das Bündnis zweier Menschen ein, von welchen der eine vergebens Verständnis bei dem andern sucht

und wo das Weib den Mann nicht im Geringsten begreift, wenn der Mann auf seiner Lebensbahn dann plötzlich einmal auf ein ihm gleichfühlendes Wesen stößt, ein Weib trifft, das mit ihm denkt und empfindet. Dann kommt die Katastrophe – aus dieser gibt es nur zwei Wege, entweder der Mann geht in dem Kampfe zwischen der sogenannten Pflicht und Leidenschaft zugrunde oder er wird von der Leidenschaft besiegt – mit unwiderstehlicher Gewalt zieht es ihn zu dem Wesen, welches von gleichem Geiste und Verständnis beseelt ist".[15]

Das Schlimme dieser Sätze ist nicht in erster Linie, dass sie sich gegen die Frauen richten, sondern ihre Unmenschlichkeit. Über die Beziehungen von Menschen wird hier so geredet wie von der Bewegung der Gestirne und Planeten. Daneben stehen oberlehrerhafte Konstruktionen aus den Dramen Schillers (der Mensch zwischen Pflicht und Leidenschaft). Welche Bedeutung das Weltall für das Denken der Sozialdemokraten hatte, werde ich später noch zeigen. Für das Verhältnis zwischen Männern und Frauen in der Arbeiterbewegung ist es (auch wenn es schwerfällt) wichtig, nach dem Realanteil der zitierten Sätze zu fragen. Formuliert Hoffmann – auf seine Weise, gewiss – ein wirkliches Problem?

Vielleicht am besten ein historischer Umweg: dieselbe Klage, wie Hoffmann sie anstimmt, findet sich bereits auf der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, als das bürgerliche Frauenbild durchgesetzt wurde. Ein Braunschweigischer Hofrat griff damals in einem mehrbändigen Werk über die Frau zustimmend auf, was soeben ein unbekannter Schriftsteller geäußert hatte:

„Aber Gott bewahre uns vor einer Gehilfin ohne alle Bildung! Es ist für einen gebildeten Mann keine größere Strafe und Pein auf Gottes Erdboden, als, – mit Ehren zu melden, ein Klotz von Weibe. Und, wenn die Frau noch so viel Geld hat, noch so wohlschmeckend kocht, und noch so fleißig spinnt, und sie hat kein Gefühl für Wahres, Großes und Schönes, und sie kann mit uns darüber nicht sympathisieren, und wir können nichts [als] über Küchliches und über Spinnrockiges mit ihr reden; so ist sie den ganzen Tag für uns nichts mehr, als eine – Wanduhr, die wir bisweilen schlagen, oder

singen hören, und diese Vorstellung macht uns auch sogar ihres nächtlichen Nießbrauchs bald überdrüssig".[16]

Der bürgerliche Traditionszusammenhang des Sozialdemokraten Hoffmann, das ist das eine. Zum andern spricht das Alter der Klage dafür, dass etwas an ihr dran ist. Dasselbe sagt uns unsere eigene Erfahrung. Den „Klotz von Weibe" gibt es wirklich. (Ebenso – aber das liegt nun außerhalb des Horizonts Adolph Hoffmanns und des Braunschweigischen Hofrats – den „Klotz von Mann".) Die Frauen wollen oft wirklich den Männern in ihrem Gefühl für „Wahres, Großes und Schönes" oder für die „Befreiung des Volkes" nicht recht folgen. Der Alltag ist dann nicht einfach ein Nebeneinander, sondern die beiden Klötze zerreiben sich und machen sich gegenseitig kaputt – zwar unter dem Zeichen des Patriarchats und der Männermacht, aber die Frauen sind keineswegs machtlos in dem Sinne, dass sie den Männern keinen Schaden zufügen könnten, im Gegenteil. Vielmehr ist hier ein Feld, wo sie sogar kräftig zuschlagen können, aus Rache für die Erfahrungen, die sie mit Männern gemacht haben, womit sie zugleich – unbewusst – die Herrschaft stabilisieren. Die Frage ist nicht, ob das oft so ist, sondern warum. Das Beispiel Brommes gibt eine erste Antwort.

Der sozialistische Schriftsteller Ernst Preczang[17] hat mehrmals dargestellt, wie eine Beziehung zwischen Mann und Frau zerbricht, nachdem der Mann infolge eines Unfalls oder Unglücks nichts mehr zum Unterhalt der Familie beitragen kann. Das hat in den Unterschichten deshalb so furchtbare Konsequenzen, weil das Geldverdienen zentral über die emotionale Stellung in der Familie entscheidet. Der Mann sieht schließlich nur noch den Selbstmord als Ausweg aus der Zerstörung des Selbstwertgefühls.[18] In Preczangs von vielen Volksbühnen aufgeführten Drama „Im Hinterhause" (1903) steht die Figur des Wilhelm Gensicke im Mittelpunkt, der vor Jahren als Streikführer hervorgetreten ist, nach einem schweren Arbeitsunfall entlassen wurde und seitdem arbeitslos ist; der Unterhalt der Familie wird mühsam von Frau und Tochter aufrechterhalten. Gensickes Frau, die schon immer gegen seine politische Einstellung war, zermürbt ihn mit Vorwürfen, während die Tochter hilflose Versuche

macht, die Beziehung ihrer Eltern zu retten. Den letzten Stoß erhält Gensicke, als ihm sein ehemaliger Betrieb eine Meisterstelle anbietet und er plötzlich entdeckt, dass dies in einem Moment geschieht, wo im Betrieb gerade ein neuer Streik begonnen hat und die führenden Kollegen gekündigt worden sind; er hängt sich auf.

In einer Nebenhandlung des Dramas wird die Beziehung zwischen Klara, der Tochter, und dem Arbeiter Hermann Petzold dargestellt. Von Vater Gensicke gebeten, seine Liebe zu Klara deutlicher auszudrücken, sagt Petzold über sich selbst:

„Es ist mir nu mal nicht gegeben, blos immer aufs Futter zu achten wie so'n Wiederkäuer. Mag'n Fehler sein. Kann keinen Bückling machen für ein Gericht Erbsen – und für was Besseres eben auch nicht. Ich hab'n zu dicken Knochen im Rücken, das haben mir schon Viele gesagt. Hab' meine eigene Meinung in vielen Dingen. Verschweig' auch nicht, was gesagt sein muss. Und tu überhaupt so, als wär' ich'n freier Mensch, 'ne böse Geschichte manchmal, Vater Gensicke. Abhängig ist unsereiner ja doch Zeit seines Lebens. Darum taucht Mancher unter, wenn sich ein Weib an ihn hängt. Der Rücken wird geschmeidig. Weil's dann eben heißt: doppelt oder dreifach Brot schaffen. Und von der Sorte bin ich nicht." [19]

(Der naturalistische Sprechstil erscheint uns heute fremd und ist vielleicht auch den Figuren nicht angemessen.)

Gegen Ende geht Petzold. Er hat sich nun doch erklärt und Klara gebeten, mit ihm zu kommen. Klara lehnt gequält ab: „Du bist anders als ich. Hast so viel Trotz in Dir und bist unbeugsam, was auch kommt. Wenn ich schwach würde? Kleinmütig? Wenn uns ein Kind käme; ich sollt' ihm Nahrung geben und meine Brüste wären leer – und ich hielt's Dir auf dem Arm entgegen: füge Dich um Deines Kindes willen! Lass' ab von Deinem Starrsinn, der immer wieder die Existenz auf's Spiel setzt – Hermann, was dann?" Petzold: „Das nicht." Klara: „Siehst Du. Es schreckt auch Dich, so ein Leben. Furchtbar würdest Du leiden. Wie ich." Petzold: „Du fürchtest Dich also! Hast Angst um den Kochtopf? Kannst nicht einfach sagen: Ich halt' zu Dir, was auch wird?" Und darauf Klara, unter Hinweis auf die Beziehung ihrer Eltern: ‚Jch seh's hier, was daraus wird." [20]

Gegen Ende des Jahres 1923 sperren die Unternehmer im Ruhrbergbau aus. Sie nutzen die Schwäche der Arbeiterbewegung und

den Staatsbankrott (passiver Widerstand gegen die französische Besatzung des Ruhrgebiets, galoppierende Inflation) zu einem Generalangriff auf das Lohnniveau und den Maximalarbeitstag. In Hamborn ist ein Werkstudent, Sohn einer baltischen Adelsfamilie, unter den betroffenen Arbeitern; seit knapp einem Jahr arbeitet er auf Schacht IV der Zeche „Friedrich Thyssen". In dieser Zeit hat er sich u. a. mit dem Bergarbeiter Heinrich X. angefreundet, den er als besonders klassenbewussten Kumpel schildert. Er schreibt:

> „Gegen Ende der fünften Woche unserer ‚Hungerkur' beschloss ich, Heinrich zu besuchen, von dem ich die ganze Zeit nichts gehört hatte. Als ich an der niedrigen Tür in dem Mietshaus klingelte, öffnete Heinrichs Frau – ich war erschüttert über ihr Aussehen! Die Backenknochen traten aus dem gelblichweißen Gesicht weit hervor, breite, schwarze Ränder lagen unter den Augen, die matt und farblos glänzten ... Die Kinder ... kleine verkümmerte Gestalten, mit gelben, hohlen Wangen wie Schwindsüchtige, und übergroßen, hungrigen Augen! ‚Wo ist Heinrich?', fragte ich. Die Frau strich mit der Hand über ihr Gesicht, als schien sie aus schwerem Traum zu erwachen: ‚Heinrich? Ja, der verkauft Sachen bei den Bürgern. Sie wissen ja, er versteht etwas von Holzarbeiten, kleineren Schnitzereien und so etwas, immer hat er es in seiner Freizeit gern getan, und nun geht er von Haus zu Haus, wie so'n Hausierer, und sucht seine Sache loszuschlagen, bei den Bürgern, die er so hasst! Das bringt einige Mark ein, hätten wir das nicht, wir alle wären längst verhungert!' Sie sprach tonlos, mit ganz leiser, leidenschaftsloser Stimme ... Dann erzählte sie von den täglichen Sorgen. Zuerst, nach der Aussperrung, hatten sie noch einige Vorräte gehabt, doch schon nach einer Woche, trotz sparsamster Einteilung, waren sie verzehrt, man musste mit der Erwerbslosenunterstützung allein auskommen. Seit vier Wochen hatten sie täglich nur einmal gegessen, irgend etwas Zusammengekochtes: Kartoffeln und Rüben. Abends erhielt jeder eine Scheibe trockenes Brot. ‚Mein Mann und ich, wir könnten es ja aushalten, oft schon waren wir in ähnlicher Lage – aber die Kinder, die Kinder! Täglich zu sehen, wie sie schwächer und blasser werden, täglich diese gierigen, fragenden Augen zu sehen ...' Sie murmelte etwas, das ich nicht verstehen konnte." [21]

Nach sechs Wochen beenden die Unternehmer die Aussperrung mit dem Diktat neuer Arbeitsbedingungen, die von den Bergarbeitern durch persönliche Unterschrift anerkannt werden müssen: Acht- statt Siebenstundenschicht, Erhöhung der Mindestleistung der Kameradschaften (15 Wagen Kohle pro Schicht statt bisher 12 Wagen), Festsetzung des Lohnes auf 2/3 des Friedenslohnes. Zu Beginn der 7. Woche fahren die Bergleute wieder ein. Nur Heinrich fehlt, er hat die Unterschrift verweigert. Nach drei Tagen erscheint er wieder am Schacht, mit hohlem Gesicht und stumpfen Augen. „Bist du nun doch endlich gekommen?", fragt ihn der Student. Er nickt:

> „An mir lag es nicht, Kumpel, weiß Gott nicht! Ich hätte noch gehungert trotz allem. Als ich die neuen Arbeitsbedingungen erfuhr, bekam ich eine wahnsinnige Wut! Ich hätte auf die Straße laufen mögen, jedem Kumpel ins Gesicht schreien: ‚Lasst euch nicht fangen, Proleten, haltet weiter aus, sie können schließlich nicht ewig ihre Betriebe sperren, ohne eure Fäuste sind sie verloren! Lasst euch nicht zwingen, unter dieses Joch zu kriechen!' Ach, es hätte doch nichts genützt! Ich aber wollte mich nicht übers Ohr hauen lassen, ich weigerte mich, diese Vergewaltigung zu unterschreiben! Als Proletarier, der auf sich hält, durfte ich das nicht tun! Und wenn man mir die Erwerbslosenunterstützung entzogen hätte, – mit Gewalt würde ich mein Brot holen, plündern meinetwegen, dem satten Bürgergesindel fortnehmen ... alles lieber als nachgeben! Aber ich bin nicht allein. Gestern abend kam es: als ich nach Hause kam, stürzt plötzlich meine Frau auf mich zu, fällt vor mir auf den Boden und schreit: ‚Heinrich, wenn du morgen nicht einfährst, bringe ich die Kinder und mich um! Ich werfe sie zum Fenster hinaus und stürze nach! Sieh sie dir doch an, deine Kinder, sie sterben langsam dahin ... dem schlechtesten Hund auf der Straße geht es besser! *Was schert mich dein proletarisches Klassenbewusstsein, ich will Brot für die Kinder, verstehst du!*' – Da bin ich denn heute wieder eingefahren und habe den Wisch unterschrieben. Nein, Alex, an mir lag es nicht, aber die Kinder, die Kinder!" [22]

Hier sehen wir ein Paar, dessen Leben nicht vom alltäglichen Kampf gegeneinander bestimmt ist. Umso schwerwiegender ist der Satz

der Frau: „Was schert mich dein proletarisches Klassenbewusstsein, ich will Brot für die Kinder, verstehst du!“ So wie die Frau geschildert ist, drückt sie in diesem Satz nicht nur die Niederlage des Mannes aus, sondern auch ihre eigene. Das zeigt das Ausmaß der realen Ausweglosigkeit. Sie sagt dasselbe wie er: „Ich will Brot für die Kinder“ – das will auch er. Er ist nicht geschildert als der Typ, der starrköpfig aus Prinzipien am Streik festhalten will; er will die unerträglichen Lebensbedingungen des Proletariats verändern, und darin sind die Frau und die Kinder eingeschlossen. Nur: sie ist den Kindern näher und sieht, wie sie verhungern, während er von Tür zu Tür rennt und versucht, den Bürgern Holzarbeiten zu verkaufen. Was er erlebt, nährt seinen Hass; was sie sieht, nährt ihre Verzweiflung. Schließlich kommt es zur Entscheidung.

Mir scheint – und das ist das Furchtbare –, dass diese Entscheidung einen doppelten Boden hat. Ich glaube, er ist mit ihr einverstanden, dass jetzt Schluss sein muss. Aber das sagt er nicht, sondern er *schiebt ihr die Entscheidung zu.* Hier herrscht so etwas wie eine stillschweigende Übereinkunft (nur zwischen diesem Paar? oder gibt es dafür eine ganze Tradition?), dass die Frau in einem solchen massiven Zusammenbruch den weitaus größeren Teil der Last auf sich nimmt. Die Verantwortung wird nicht geteilt, sondern bleibt auf ihr als der Einzelnen hängen. Er kehrt unter die Kollegen zurück, wo er – geschlagenen, aber aufrechten Hauptes – sogleich seinen Platz als öffentlich-soziales Wesen einnimmt und versichert, dass sie es war, die den Sieg der übermächtigen Tatsachen besiegelt hat.

Die Frau aber hat gewusst, dass er sich so verhalten wird. So hat sie zwar das Opfer gebracht, sie hat den Mann von seiner Sünde gereinigt. Sie war wie Jesus, mit einer entscheidenden Differenz: sie hat ihm – „Was schert mich dein proletarisches Klassenbewusstsein?“ – im selben Moment geflucht.

*

Als sich um 1860 in Deutschland die Arbeiterbewegung neu konstituierte, war die Fabrikarbeit von Frauen die Ausnahme. Von daher war es einigermaßen zwangsläufig, dass sich die Arbeiterbewegung als Bewegung von Männern konstituierte. Unterdrückung wurde

zwar in vielen Bereichen erfahren, im Wohnungswesen, beim Aufziehen der Kinder, bei Krankheit und im Alter usw., aber Ausbeutung und Unterdrückung im Betrieb war und blieb die elementare Erfahrung der Männer, und vor allem ließ sich hier der Widerstand am besten organisieren. Die Arbeiterbewegung begann jedoch nicht nur als Männerbewegung, sondern sie richtete sich auch damit ein. Eine Selbstveränderung im Hinblick auf die Inhalte und auf die Organisations- und Verkehrsformen, die die Arbeiterbewegung für die Frauen geöffnet hätte, blieb ebenso aus wie eine Veränderung des häuslichen Alltags, die den Frauen die Teilnahme an der Arbeiterbewegung ermöglicht hätte. Die „Politik" blieb abgespalten von der Welt der Frauen.

Aber stand dem nicht wenigstens die Theorie entgegen? Keineswegs. Marx begreift zwar, wie eine neuere Untersuchung feststellt, die „familiale Arbeitsteilung als Quelle der besonderen Unterdrückung der proletarischen Frau in Haushalt und Betrieb, aber der Zwang zur Reproduktionsarbeit erscheint bei ihm eher als ein ‚unproduktiver' Überhang vorkapitalistischer Gesellschaftsformationen denn als systematischer Bestandteil der kapitalistischen Produktionsweise. Entsprechend entwickelt der Kapitalismus laut Marx, zumindest im Proletariat als der fortschrittlichen Klasse, die Tendenz zur Auflösung der Familie und zur Aufhebung der ‚archaischen' Kleinproduktion im privaten Haushalt in öffentliche Dienstleistungen und Industrien".[23] Und Engels erklärt lapidar: „Vollends seitdem die große Industrie die Frau aus dem Hause auf den Arbeitsmarkt und in die Fabrik versetzt hat und sie oft genug zur Ernährerin der Familie macht, ist dem letzten Rest der Männerherrschaft in der Proletarierwohnung aller Boden entzogen".[24] Bebels Buch „Die Frau und der Sozialismus", das auf Marx und Engels fußt, wurde vielleicht deshalb in der Arbeiterbewegung so viel gelesen – und das heißt wiederum: von Männern gelesen –, weil die Männer ein starkes Missbehagen im Verhältnis zu ihren Frauen empfanden, das sie mit einem fernen Zukunftsbild (Gemeinschaftsküchen, öffentliche Erziehung der Kinder usw.) kompensierten. Die Struktur der Arbeiterbewegung und der häusliche Alltag hier und jetzt änderten sich dadurch nicht, und eine solche Änderung war in dem Buch auch nicht anvisiert.

*

Es gibt aber auch – zum Glück – Situationen und Aktionen, die aus diesem Bild herausfallen.

„Tord Foleson" – ein Kunstlied, für Männerchor komponiert – ist niemals von einer Frau mitgesungen worden. Ein anderes Lied dagegen ist von Männern und Frauen gesungen worden, ein Lied, das im Laufe des Jahres 1919 auftauchte:[25]

Auf, auf zum Kampf, zum Kampf!
Zum Kampf sind wir geboren.
Auf, auf zum Kampf, zum Kampf!
Zum Kampf sind wir bereit!
Dem Karl Liebknecht
Haben wir's geschworen,
Der Rosa Luxemburg
Reichen wir die Hand.

Wir fürchten nicht, ja nicht
Den Donner der Kanonen.
Wir fürchten nicht, ja nicht
Den Tod für Freiheit, Recht.
Dem Karl Liebknecht
Haben wir's geschworen,
Der Rosa Luxemburg
Reichen wir die Hand.

Dort steht ein Mann, ein Mann
Fest wie eine Eiche.
Der hat gewiss, gewiss
Schon manchen Sturm erlebt.
Vielleicht ist er
Schon morgen eine Leiche,
Wie es so vielen
Seiner Brüder geht.

Ursprünglich ist das ein Soldatenlied aus dem Ersten Weltkrieg. Der

Text ist, abgesehen von der Umstellung zweier Strophen, unverändert übernommen, nur der Refrain ist umgetextet: „Dem Kaiser Wilhelm haben wir's geschworen, dem Kaiser Wilhelm reichen wir die Hand" hieß es im Lied der Weltkriegssoldaten. Was bedeutet diese Umtextung?

Es macht einen großen Unterschied, ob man einem lebendigen mächtigen Kaiser etwas schwört, oder zwei toten Führern des Proletariats. Das erste ist eine verpflichtende Selbstunterwerfung, das zweite eine verpflichtende Erinnerung. Hinzu kommt das aufrührerische Element, das in der Umdichtung selbst liegt: Jeder, der damals die Arbeiter das Lied mit dem neuen Refrain singen hörte, hörte das Original mit und empfand die ‚gotteslästerliche Pointe' der Umdichtung. (Das ist heute anders; d. h. wenn das Lied ohne erläuternden Kommentar gesungen wird, etwa von Hannes Wader, hat es diese Pointe eingebüßt, und übrig bleibt die meist gedankenlos konsumierte Aussage, man habe Karl Liebknecht etwas geschworen und Rosa Luxemburg die Hand gereicht.) Hervorzuheben ist auch, dass die zwei Toten ein Mann und eine Frau sind. Damit verliert das Lied etwas von seinem Männercharakter.

Nun aber zur Situation, in der das Lied von Männern und Frauen gesungen wurde: wiederum der große Aufstand vom März 1920 im Ruhrgebiet. In diesen Aufstand zogen zahllose Frauen an der Seite der Männer, als „Schwestern" (Sanitäterinnen) oder ohne eine solche Funktionsbezeichnung, die im Übrigen zutreffen oder eine fragwürdige Selbstrechtfertigung sein konnte. Die katholische Tageszeitung von Oberhausen schrieb rückblickend (man muss das gegen den Strich, d. h. gegen die Wertungen des Verfassers lesen):

> „Anfangs waren die Schwestern mehr als improvisiert. Mit flatternden Serviettenhauben und schnellgenähten Rotekreuzbinden drängten sie sich zwischen die roten ‚Kameraden'. Oder sie hingen am Arm eines oder zwischen den Armen mehrerer Rotgardisten. Besonders wohl fühlten sie sich im dichten Gedränge auf den Lastautos auf dem Weg zur Front ... Sie marschierten auch mit ein und aus, und dann gellten ihre hellen, oft grellen Stimmen zwischen den Bassstimmen der Rotgardisten in die Nacht: ‚Der Rosa Luxemburg,

der reichen wir die Hand!‘ Die ‚Roten Schwestern‘ der knallroten Schwester. [Sie] machten mit ihren Mienen und Gebahren den blutigen Ernst zur Hexenfastnacht“.[26]

Aufstand als Männerbewegung – das hätte man noch verarbeiten können, das wäre, nur radikaler, mit Waffen, normale Arbeiterbewegung gewesen. Aber drei Wochen lang eine Aktion von Männern und Frauen ...

*

Die von der Arbeiterbewegung abgespaltenen Frauen waren – in der Sicht der Männer – ein Widerspruch und ein Rätsel.

Einerseits waren sie „unpolitisch“, organisierten sich nicht, gingen vielfach zur Kirche und zur Beichte (dieser Punkt wird uns noch besonders beschäftigen), und der Satz „Politik ist Männersache!“ war nicht nur in Bürgerhäusern, sondern auch in Arbeiterwohnungen oft zu hören.

Andererseits waren die Frauen, wenn sie in Bewegung kamen und öffentlich Widerstand leisteten, oft besonders radikal und militant („öffentlich“ meine ich im Gegensatz zu dem Widerstand, der alltäglich hinter den Mauern der Häuser geleistet wurde, z. B. bei Abtreibungen). Um nur einige Beispiele herauszugreifen: den großen Streik in der Hofer Textilindustrie von März bis Mai 1911, in dem die Arbeiterinnen für den Erhalt des freien Samstagnachmittags kämpften (existenznotwendige Zeit für Mann und Kinder); die Hungerdemonstrationen und die Lebensmittelplünderungen während des Ersten Weltkriegs; die Aussperrung der Bergarbeiter des Ruhrgebiets im Mai 1924, wo Frauen „mit Stöcken bewaffnet die Arbeitswilligen auf ihren Schleichwegen abfingen und nach Hause trieben“, wo sie nachts „mit brennenden Laternen aus ihren Dörfern angezogen kamen und die Zechen in weitem Umkreis umstellten“; die Aussperrung in der linksrheinischen Textilindustrie um Mönchen-Gladbach im September/Oktober 1928.[27]

So waren die Frauen den Männern oft unheimlich. Auch aus Texten, die Frauenaktionen in solidarischer Haltung hervorheben, spricht eine eigentümliche Irritation. Der Bergmann und Arbeiterschriftsteller Heinrich Teuber, von dem die eben zitierten Sätze über

die Aussperrung vom Mai 1924 stammen, schreibt weiter: „Nicht selten greifen die Frauen aktiv in die Kämpfe der Männer ein, erreichen als Streikposten und bei ähnlichen Aufgaben häufig mehr als die Männer. Hierbei zeigt sich fast stets, dass die Frau, einmal von der Rechtlichkeit ihres Wollens durchdrungen, eine ungeheure Energie entwickelt und manchen Mann beschämt. Oft lässt sie dabei ihrem Temperament die Zügel schießen, nimmt aber die Folgen gleichmütig in Kauf." [28]

Besonders oft und intensiv dürften die Männer im Ersten Weltkrieg irritiert worden sein, als die Frauen massenhaft aus ihrer Hausfrauenfunktion gerissen und gezwungen wurden, den Unterhalt für die Familie allein zu verdienen (nach dem Krieg wurde dann die Frauenarbeit so schnell wie möglich wieder abgebaut, nicht zuletzt auf Betreiben der Gewerkschaften). Eindrücklich belegen das die Kriegserinnerungen von Adolf Meinberg, Bergmannssohn aus einem Vorort von Dortmund, nach 1918 Dortmunder KPD-Vorsitzender, einem der größten Agitatoren, die die Arbeiterbewegung des Reviers hervorgebracht hat. Meinberg, der gleich bei Kriegsbeginn eingezogen worden ist, wird im Herbst 1916 als kriegsuntauglich von der Ostfront entlassen; über Münster kehrt er ins Ruhrgebiet zurück. Im heimatlichen Bergarbeitervorort ist es nicht mehr wie früher:

> „Es ist früher Morgen, als ich ins Dorf komme. An den Hecken und Zäunen kriechen die Bergleute müde zum Pütt. Wenn sie ihre schweren Füße vorwärts setzen, tanzen die heißen, blechernen Kaffeeflaschen auf ihren gebeugten Rücken. Es sind auch Frauen und Mädchen dabei. Jetzt reicht mir die blonde Anne, die mit mir die Schulbänke drückte, die schwielige Hand. Ihre Augen sind verschleiert; so dann und wann stoßen versengende Gluten aus ihnen heraus: ‚Bist du da? Entlassen? Kannst dich freuen! Mein Mann ist schon lange vermisst: an der Somme. Unserm Karl hat vor Verdun eine Granate den Kopf weggerissen. Unser Fritz liegt im Lazarett. Mutter ist darüber gestorben. Wirst mit uns hungern müssen."

Meinberg nimmt Arbeit auf der Zeche. „Morgens treffe ich auf dem Weg zum Pütt die blonde Anne. Sie arbeitet seit Monaten auf der

Lesebank [wo die Steine, zum Teil schwerste Brocken, aus der Kohle herausgelesen werden]. Ihre Augen fressen mich auf. Wenn sie kann, berührt sie meinen Körper. In der Waschkaue wird von Brotmarken, Fettzulagen und Steckrüben geredet. Morgen soll es Marmelade und Graupen geben. Die Stimmung ist erregt. Vom Kriege spricht keiner. Ich fasse meine Lampe und steige zum Schacht hinauf. Auf der Bühne stehen die Mädels; die engen Arbeitshosen und Joppen lassen ihre Körperformen scharf hervortreten. Die Kumpels werfen ihnen derbe Witze zu. Sie lachen und erröten nicht".

Einige Zeit später eine Demonstration: „Vor den Zechentoren sind Hunderte Frauen versammelt. Sie fordern Lebensmittel: Speck, Kartoffeln, Butter, Brot, Käse, Margarine, Graupen, Gries, Haferflocken; sie protestieren gegen die Steckrüben und verlangen höhere Löhne. Die schwarze Suse redet für sie alle. In den Villen am Damm ersticken die feinen Damen im Überfluss ... So darf es nicht weitergehen, die Faust muss dazwischen fahren! Die Frauen werden den Männern zeigen, wie die hohen Herren zur Räson gebracht werden!" [29]

1930 veröffentlichte das Arbeiterinnensekretariat beim Hauptvorstand des Deutschen Textilarbeiterverbandes die Selbstzeugnisse von 150 Textilarbeiterinnen über ihre Arbeits- und Lebenssituation. Die Textilindustrie hatte seit jeher einen hohen Anteil von Frauenarbeit (1930: 61 %), und so war eine solche Publikation nicht zufällig gerade in dieser Branche zustandegekommen. Wir sehen hier die Frau mit dem politischen Pascha („Otto hat an häuslichen Arbeiten keine große Freude, nur für Politik und Gewerkschaftliches findet er Interesse"), aber auch die Frau, die das Patriarchat an die nächste Generation weitergibt, weil sie die dienende Rohe für ein unabwendbares Schicksal ihres Geschlechtes hält („Töchter, die machen sich alles allein, jedoch Söhne wollen bedient sein"). Andererseits berichtet eine Reihe von Frauen, dass die Männer bei der Hausarbeit helfen. Aber es gibt nur ein einziges Selbstzeugnis, aus dem hervorgeht, dass der Mann aus Überzeugung die Hausarbeit mit der Frau teilt.[30] Die gewerkschaftlichen Herausgeber beschließen die Publikation mit einigen Sätzen, die in der deutschen Arbeiterbewegung Seltenheitswert haben:

„Jedes Mädchen, das zum Haussklaven erzogen wird, wird sich auch als Lohnsklave betätigen. Jeder Bursche, der im Elternhause die Frau als Dienerin kennenlernt, wird sie weniger leicht als Kameradin, als Kollegin, als Mitstreiterin ansehen und schätzen lernen. Das stört aber die proletarische Gemeinschaft, das hemmt das Klassenbewusstsein ... Im proletarischen Elternhause darf es für Knaben und Mädchen kein verschiedenes Recht geben. Die Versorgung des Haushaltes hat nicht nur den Müttern und Töchtern obzuliegen ... Die berufliche Ausbildung der Mädchen muss genau so erwogen werden, wie die der Knaben".[31]

Hier wird indirekt eine Antwort auf die Frage gegeben, warum Frauen und Männer zu Klötzen werden, die sich gegenseitig zerreiben. Die Ursachen reichen bis in die Kindheit zurück. Das Problem beschränkt sich freilich nicht auf die Hausarbeit und die Berufsausbildung, sondern umfasst auch die emotionale Zuwendung, die Zuwendung der Eltern zueinander und der Eltern zu den Kindern.

Sozialismus als gesetzmäßiger Fortschritt Wissenschaft als Gegenkonzept zur Religion

Wie sah die geistige Vorstellungswelt der sozialdemokratischen Arbeiter etwa zwischen 1880 und 1900 aus? Trägt man die zeitgenössischen Berichte und Ausleihstatistiken von Arbeiterbibliotheken zusammen,[1] so fällt die große Beliebtheit naturwissenschaftlicher Literatur ins Auge. Politik und Ökonomie, Marx, Engels, Kautsky usw. können da nicht im Entferntesten mithalten, bis auf eine Ausnahme: Bebels Buch „Die Frau und der Sozialismus". Die meistgelesenen Bücher aus der Sparte „Naturwissenschaften", nach dem Erscheinen der Erstauflage geordnet, sind:

1. *Ludwig Büchner*, „Kraft und Stoff" (1855)
2. *Ernst Haeckel*, „Natürliche Schöpfungs-Geschichte" (1868)
3. *Ludwig Büchner*, „Die Stellung des Menschen in der Natur" (1869)
4. *Arnold Dodel*, „Moses oder Darwin?" (1877)
5. *Edward Aveling*, „Die Darwinsche Theorie" (1887)
6. *Oswald Köhler*, „Weltschöpfung und Weltuntergang" (1887)
7. *R. Bommeli*, „Die Geschichte der Erde" (1888)
8. *Arnold Dodel*, „Leben und Tod" (1896)
9. *Ernst Haeckel*, „Die Welträthsel" (1899)

Die Namen der sechs Autoren sind heute so gut wie unbekannt. Vier von ihnen sind ausgesprochene sozialdemokratische Parteiautoren, deren Bücher im parteieigenen Verlag Dietz in Stuttgart publiziert wurden, und zwar teilweise bereits in den Jahren des Sozialistengesetzes: Dodel, Aveling, Köhler und Bommeli. Zeitweilig zur Arbeiterbewegung gehörte Ludwig Büchner. Nur Haeckel, Professor für Zoologie, hat eine rein bürgerliche Biografie, aber auch von ihm liefen Verbindungen zur Arbeiterbewegung (über den „Monistenbund", eine Bewegung, die Haeckels Weltanschauung propagierte). Das Übergewicht der Parteiautoren zeigt, dass die sozialdemokrati-

schen Arbeiter nicht etwa gegen den Willen der Partei zur naturwissenschaftlichen Literatur griffen. Auch sonst ist bekannt, dass diese Literatur von der Partei aktiv gefördert wurde.[2]

Das erstgenannte Buch, Büchners „Kraft und Stoff“, entwickelt die Grundmelodie, auf der alle anderen Bücher aufbauen. Es muss daher etwas ausführlicher referiert werden.

Kraft und Stoff

oder

Grundzüge der natürlichen Weltordnung.

Nebst

einer darauf gebauten Moral oder Sittenlehre.

In allgemein verständlicher Darstellung

von

Prof. Dr. Ludwig Büchner.

Divide et impera.

Fünfzehnte,

vollständig umgearbeitete und durch fünf neue Kapitel vermehrte Auflage.

Mit Bildniß und Biographie des Verfassers.

Leipzig,

Verlag von Theodor Thomas.

1883.

Wenige Stichworte zur Person des Autors. Ludwig Büchner (1824-1899), jüngerer Bruder des Dichters Georg Büchner; Teilnahme an der Revolution von 1848/49; Arzt in Darmstadt, dann Klinikarzt und Privatdozent in Tübingen, Vorlesungen vor allem über gerichtsmedizinische Themen, 1854 Habilitation; 1855 Veröffentlichung des Buches „Kraft und Stoff", das großes Aufsehen erregt (im folgenden Jahr erscheinen bereits drei weitere Auflagen) und seinen Verfasser den Lehrstuhl kostet; Rückkehr nach Darmstadt, wo Büchner fortan als Arzt und freier Schriftsteller lebt; in den 60er-Jahren Mitglied des linken Flügels der Deutschen Volkspartei (aus deren linkem Flügel sich die Eisenacher Richtung der Sozialdemokratie entwickelt); Mitglied der Ersten Internationale, Delegierter auf deren Kongress in Lausanne 1867, Freund Wilhelm Liebknechts; 1881 Mitgründer des „Deutschen Freidenkerbundes" und dessen langjähriger Präsident.

„*Kraft und Stoff*" (die beiden Begriffe meinen in einer uns geläufigeren Terminologie Energie und Materie) war einer der großen Bucherfolge des 19. Jahrhunderts (19 Auflagen zu Lebzeiten des Verfassers). Der Untertitel lautete zunächst „Empirisch-naturphilosophische Studien", ab der 15. Auflage 1883 anspruchsvoller „Grundzüge der natürlichen Weltordnung. Nebst einer darauf gebauten Moral oder Sittenlehre". Das Buch ist populär und polemisch geschrieben, was wesentlich zu seinem Erfolg beigetragen hat. Die Ausgangsthese lautet: „Keine Kraft ohne Stoff – kein Stoff ohne Kraft". Daraus folgt bereits der wichtige Satz, dass es materielose Kräfte nicht geben kann. Es gibt also keine Götter, und noch weniger einen außerweltlichen Schöpfergott, der die Welt aus dem „Nichts" hervorgebracht hat. Die Materie ist von Ewigkeit zu Ewigkeit. Auch den Geist gibt es nur in Verbindung mit der Materie, genauer: als spezifische Erscheinungsform der Materie. Selbst das menschliche Empfinden und Denken lässt sich restlos auf Tätigkeiten des Gehirns und des Nervensystems zurückführen. Seele, Geist, Gedanke, Empfindung, Wille: diese Worte bezeichnen lediglich „Eigenschaften, Fähigkeiten, Verrichtungen der lebenden Substanz". Die Evolution der Materie verläuft nach den Gesetzen der Kausalität, ohne jeden göttlichen Plan. Im Laufe der Jahrmillionen wurde irgendwann der Punkt erreicht, an dem organische Materie aus der unorganischen entstand

(„Urzeugung"). Von da begann eine neue Evolutionskette bis hin zum Menschen. Auch sein Schicksal steht, wie das aller Lebewesen, unter dem blinden Walten der Naturgesetze. „Keine Macht der Welt stillt die Wut der sich selbst und den Menschen mit vernichtender Gewalt bekämpfenden Elemente, kein Gebot von Oben hindert die zerstörende Wirkung von Sturm, Wasser oder Sonnenbrand, kein Ruf weckt den Schlaf des Todten, kein Engel befreit den Gefangenen aus seinem Kerker, keine Hand aus den Wolken reicht dem Hungernden ein Brot oder dem Verdurstenden einen Trunk, kein Zeichen am Himmel gewährt außernatürliche Kenntniss, keine Erleuchtung von Oben gibt verzweifelnden Seelen Trost oder Beruhigung". Aber der Mensch ist aufgerufen, die Naturkräfte, die ihn hervorgebracht haben, durch die Kraft seines Verstandes zu seinen Dienern zu machen. Führt aber ein derart konsequent durchgeführter Materialismus nicht zur Amoralität? Mitnichten! Nicht die Religion, der Glaube an Gott oder die Unsterblichkeit bildet die Quelle der Moral, „sondern die Überzeugung, dass es Pflicht des Einzelnen sei, demjenigen gemäß oder entsprechend zu handeln, was die Gesellschaft oder die gemeinsame Vereinigung Aller zum gegenseitigen Besten als gut oder nützlich erkannt und festgestellt hat". Umgekehrt wird eine menschliche Gemeinschaft eine umso höhere Stufe der Moralität erreichen, je mehr es ihr gelingt, den unvermeidlichen Egoismus der Einzelnen mit den Interessen und dem Willen der Gesamtheit zu versöhnen. Büchners Programm lautet: „Steigende Besiegung der materiellen Schwierigkeiten, welche uns die Natur und das Leben entgegenstellen – zunehmende Bildung und Kenntnis und erfolgreichere Bekämpfung der Unwissenheit und des Aberglaubens – verminderte Krankheiten – Abschaffung der Kriege, der Armut, der gegenseitigen Ausbeutung, und Ersetzung des verderblichen Kampfes um das Dasein durch das Prinzip der allgemeinen Menschenliebe und des allgemeinen Völkerfriedens".[3]

Ergänzend noch einige Zitate aus Büchners zweitem Buch in der obigen Liste, „*Die Stellung des Menschen in der Natur*" (1869, 3. Auflage 1889). Im 1. Teil fragt Büchner: „Woher kommen wir?" und antwortet: Nicht aus der Hand eines Schöpfergottes, der vor 5-6000 Jahren einen unveränderlichen Kosmos geschaffen hat. Der Mensch ist das letzte Glied einer Entwicklungskette, die mit niedrigsten

Anfängen begonnen hat und die einen Zeitraum umfast, der sich der menschlichen Vorstellungskraft entzieht. Eine widerwärtige und trostlose Ansicht, die das Gefühl unserer Menschenwürde beleidigt? Nein, es ist „falscher Adelsstolz, welcher niedrige Herkunft für etwas Verächtliches oder Entwürdigendes hält". Im Gegenteil, „je niedriger unsere Herkunft, um so erhabener unsere heutige Stellung in der Natur! je geringer der Anfang, um so größer die Vollendung! ... Also nicht Herabwürdigung oder Entmutigung, sondern nur Anspornung zu noch Größerem ist es, was der denkende und richtig empfindende Mensch aus der Erkenntnis von dem Alter und Urzustände seines Geschlechts auf Erden als bleibenden Gewinn davontragen mus!" 2. Teil: „Wer sind wir?" Antwort: Produkt derselben Naturgesetze, die auch die übrigen anorganischen und organischen Formen hervorgebracht haben. In der Abstammungstheorie mag es zwischen Darwin und anderen noch Meinungsverschiedenheiten und Unklarheiten geben, die Theorie als solche ist jedoch nicht mehr zu widerlegen. Aber auch hier mus es heißen: „Besser das oberste der Tiere, als der unterste der Götter". Im 3. Teil: „Wohin gehen wir?" entwickelt Büchner seine Utopie. Der Mensch ist zur Herrschaft über die übrige Natur berufen. Die Gegenwart ist jedoch ein Zeitalter der Krise, in dem die Lücke zwischen Idee und Wirklichkeit besonders groß ist: „Alle Einrichtungen von Staat, Gesellschaft, Kirche, Erziehung, Arbeit usw. sind zufolge eines stark hervortretenden Trägheitsgesetzes weit hinter Dem zurückgeblieben, was das durch Wissenschaft, Überlegung und materiellen Fortschritt emporgehobene allgemeine Bewusstsein der Menschheit verlangt". Die fortschrittsfeindlichen Mächte haben leider einen mächtigen Rückhalt an der „Bewegungslosigkeit der großen und unwissenden Massen". Büchner entwickelt ein umfassendes soziales und politisches Programm, die „gegenseitige Ausgleichung und Verteilung der dem Einzelnen unnütz gewordenen Güter über die Gesammtheit unter Zuhilfenahme des Staates": Vergesellschaftung des Eigentums an Grund und Boden, schrittweise Beseitigung des Erbrechts; teils dauernde, teils zeitweise Vergesellschaftung des Kapitals; Festsetzung eines Normalarbeitstages; staatliche Kindererziehung; schrittweise Emanzipation der Frau, Befreiung der Ehe von allen Zwangsgesetzen, freie Liebeswahl; Trennung von Staat und

Kirche, Erklärung der Religion zur Privatsache; und als Voraussetzung alles dessen die Umwandlung des gegenwärtigen „Gewalt- oder Klassenstaats" in den „wirklichen Volksstaat, in welchem die Gesammtheit nur der Ausdruck Aller ist, und in welchem Alle nur der Ausdruck der Gesammtheit sind". Zum Schluss stellt Büchner fest, dass die hier entwickelte Weltanschauung nichts zu tun habe mit dem, was man in der Alltagssprache unter Materialismus versteht, nämlich Genusssucht und Jagd nach persönlichem Vorteil. Es gebe „keine eifrigeren Pioniere des Fortschritts, keine größeren Freunde der Freiheit und keine begeisterteren Verteidiger des allgemeinen und gleichen Menschenrechtes und Menschenglückes als die sogenannten Materialisten und Freidenker. Ihr Glaube – denn auch die Materialisten haben einen Glauben – geht dahin, dass der Mensch besser ist, als er scheint, dass er mehr vermag, als er weiß, und dass er glücklicher zu sein verdient, als er ist".[4]

Wenige Worte zu den übrigen Titeln. „*Moses oder Darwin*" setzt die Erschaffung der Welt durch Gott in sechs Tagen, wie sie im ersten Buch der Bibel dargestellt wird, in Gegensatz zur naturwissenschaftlichen Evolutionslehre. Haeckel spricht in seinem erstgenannten Titel auch von „*Schöpfungsgeschichte*", aber damit meint er die schöpferische Kraft der Natur im Gegensatz zur Schöpferkraft des biblischen Gottes. – „*Welträthsel*" richtet sich gegen die berühmte These eines zeitgenössischen Wissenschaftlers, Emil Dubois-Reymond, der erklärt hatte, es gebe eine Reihe solcher Rätsel, die für immer unlösbar bleiben würden: das Wesen von Materie und Kraft, der Ursprung der Bewegung und die Entstehung der einfachen Sinneswahrnehmung und des Bewusstseins. Eine ziemlich kleine Liste, möchte man sagen, aber Haeckel ist gegen jede Liste von Welträtseln überhaupt: lückenlos alles, entgegnet er pathetisch, vermag die Wissenschaft zu erklären. – „Leben und Tod" spricht die heikle Frage des persönlichen Umgangs mit dem naturwissenschaftlichen Materialismus an. Der Tod ist nach Dodel ein „eingebildetes Gespenst", „ein wesenloser Begriff des menschlichen Hirnes": an und im Menschen existiert allein die unzerstörbare „kraftbegabte Substanz", die teils in unseren Kindern fortlebt, teils in die Allgemeinheit der leblosen Natur zurückkehrt.[5] Derselbe Autor formuliert auch am schärfsten, worum es bei diesem ganzen naturwissenschaftlichen

Aufklärungsprogramm geht:

> „Es ist keine Frage: wer die Gesetze des Natur- und Weltgeschehens erkennt, der wird Natur und Welt in seiner Art beherrschen. Er kennt die Vergangenheit und die Gegenwart und weil er das Entwicklungsgesetz in den Geschehnissen der Vergangenheit und der Gegenwart herausberechnet, so berechnet er auch den fließenden Entwicklungsgang der Zukunft. Und er berechnet den Zerfall des Althergebrachten und noch Bestehenden mit derselben Sicherheit, wie der Astronom die Finsternisse der Sonne oder des Mondes vorausberechnet".[6]

Ein wenig herausgehoben werden muss das Buch von Oswald Köhler „*Weltschöpfung und Weltuntergang*". Es erschien 1887 im SPD-Parteiverlag Dietz in Stuttgart. 1890 brachte der Verlag die 2. Auflage in 15 billigen Lieferungen à 20 Pfennig heraus; 1902 erschien die 8. Auflage. Warum, so fragt man sich, ein Buch zur Kosmologie im Parteiverlag? Ein Handbuch für Parteireferenten erklärt, warum die Betrachtung des Weltalls zur Ausbildung der sozialistischen Weltanschauung dazugehört:

> „Die Entstehungsgeschichte des Menschen mündet in den Werdegang alles Lebens und in den großen Zusammenhang alles Seins überhaupt. Mit dem Mikroskop bewaffnet dringt das Auge des Chemikers und Naturforschers in die Unendlichkeit des Kleinen vor, indes der Astronom mit dem Riesenteleskop die Unermesslichkeit des Weltalls durchsucht, und sie begegnen einander in der Erkenntnis, dass die gleichen Grundstoffe und Grundgesetze im Kleinsten wie im Größten wirken. Ist der Anblick des funkelnden Sternenhimmels für den Ungebildeten ein Schaustück, das er in kindlich gedankenloser Bewunderung anstaunt, so steht der denkende Menschengeist erschauernd vor dem entschleierten und doch unerfassbaren Ewigkeitsdasein in Raum und Zeit, und sinnend liest er in dem aufgeschlagenen Schicksalsbuch der Welten, unter denen unser Erdenschifflein wie ein winziges Stäubchen dahinwirbelt ... Und wie unendlich viel erhabener, befreiender und veredelnder wirken die Ergebnisse der wissenschaftlichen Welterforschung auf

den Menschengeist, als die naiven Kinderphantasien[1] altjüdischer Schöpfungsgeschichte!" [7]

Zugleich aber hat die Kosmologie einen Haken. Die Sonnenenergie ist nicht unerschöpflich. Mündet dann der Fortschritt der Menschheit nicht in einer Sackgasse? Oswald Köhler, der sozialdemokratische Naturwissenschaftler:

„Indem sich unser Sonnensystem, gleich den übrigen Gliedern unseres Sternengewimmels, wahrscheinlich in ungeheurer Bogenlinie, durch den Raum hinbewegt, muss es, gleichviel ob schon kalt und erstarrt, oder noch leuchtend, früher oder später seine Auflösung erfahren. Während so eine Nebelmasse entsteht, hört unsere Welt auf zu existieren und zugleich nimmt eine neue ihren Anfang. Jenes Weltende ist darum ein Ende, wie der Herbst ein Ende der Welt ist: das Ende einer Periode, eines Kreislaufes und gleichzeitig die Vorbereitung einer neuen Periode. Wem der Fortschritt und das Heil der Menschheit nicht gleichgiltig ist, den könnten, wenigstens vorübergehend, pessimistische Stimmungen übermannen bei dem Gedanken, dass die Menschen, die sich auf den künftigen Welten wieder von Neuem aus der Tierheit heraus entwickeln werden, dann immer wieder gänzlich von vorn anfangen müssen und alle die unsäglichen Mühseligkeiten und die fast endlosen Jammerzustände wiederum von Anfang an zu durchleben haben, welche die Entwicklung der Zivilisation mit sich führt; doch können wir die Tatsache nicht ändern. Es gibt keinen allgemeinen Fortschritt in der Welt; die erreichten Höhen unserer einstigen gesellschaftlichen Ordnung und unseres Lebens kommen künftigen Welten und Menschheiten nicht zugute, ebenso wie wir nichts von den Errun-

1 So denken auch heute noch viele. Dabei beachte man, wie hier von der Kindheit gesprochen wird. Historischer Fortschritt als Hintersichlassen der Kindheit und Erwachsenwerden. Bestände nicht ein menschlicher Fortschritt darin, mehr von der eigenen Kindheit im Erwachsensein lebendig zu halten, sich nicht zu einem „Erwachsenen" zu entwickeln, der von nichts mehr eine Ahnung hat? Auf die Bibeltexte übertragen: in ihnen eine besondere Form der Geschichtsschreibung und der Selbstauslegung des Menschen zu sehen, statt „Fantasie"?

genschaften der vergangenen Welten übernommen haben ... Die Gewissheit, dass unsere Welt einst nach Verlauf von ungezählten Jahrmillionen wieder in Gas und Dampf aufgehen werde, wird übrigens unsere Arbeits- und Lebensfreudigkeit wohl noch unendlich weniger beeinflussen, als die Gewissheit unseres eigenen persönlichen Ablebens." [8]

Rund zehn Jahre früher war Friedrich Engels, wie seine nachgelassenen Papiere zeigen, noch weitergegangen und hatte über die Zukunft nicht nur unseres Sonnensystems, sondern des Universums reflektiert. Die bekannteste Theorie der damaligen Naturwissenschaft darüber war die mechanische Wärmetheorie bzw. die Annahme vom „Wärmetod". Sie ging von der empirischen Beobachtung aus, dass sich Bewegungsenergie leicht in Wärmeenergie verwandelt, dass jedoch der umgekehrte Prozes nur unter künstlichen Bedingungen stattfindet. Das Universum befindet sich demnach, so die Theorie, in einem Prozes fortwährender Umwandlung von Bewegung in Wärme, ein Prozess, der in einem allgemeinen Stillstand und in der Ausgleichung aller Wärmedifferenzen zu einer Durchschnittstemperatur enden wird. Engels wies diese Theorie zurück. Seine Argumente hier darzulegen, würde zu weit führen. Für unseren Zusammenhang genügt es, zu erfahren, dass er in seiner Argumentation durchaus von einem schließlichen Erlöschen der Sonnenenergie und von einem Ende der Erde ausging. Aber, meint Engels, „wir haben die Gewissheit, dass die Materie in allen ihren Wandlungen ewig dieselbe bleibt, dass keins ihrer Attribute je verlorengehn kann, und dass sie daher auch mit derselben eisernen Notwendigkeit, womit sie auf der Erde ihre höchste Blüte, den denkenden Geist, wieder ausrotten wird, ihn anderswo und in andrer Zeit wieder erzeugen muss".[9]

Bei Köhler wie bei Engels spürt man, wie sie angesichts der kosmischen Zukunftsperspektive in eine tiefe Beunruhigung geraten.[2]

2 Peter Schleuning meint, diese Beunruhigung lasse die Inbrunst verstehen, mit der es in der „Internationale" über die Unterdrücker heißt: „Erst wenn wir sie vertrieben haben, dann scheint die Sonn' ohn' Unterlass!"

*

Warum wurden die Bücher von Büchner, Dodel, Köhler usw. von den Arbeitern gelesen? Und wie wurden sie verarbeitet? Darüber sagen die Ausleihstatistiken und Bibliotheksberichte nichts, und wir müssen uns anderswo umsehen. Drei Quellen – die Erinnerungsberichte eines Protestanten und eines Katholiken sowie eine nach dem Ersten Weltkrieg veranstaltete Umfrage – erscheinen mir besonders aufschlussreich.

Wilhelm Keil, 1870 in Helsa (Kurhessen) als Sohn eines protestantisch-konservativen Kohlenfuhrmanns geboren, bis zu seiner Konfirmation in traditioneller Weise religiös geprägt, befindet sich auf der Wanderschaft (er ist gelernter Drechsler) 1889/90 in Elberfeld und besucht u. a. den dortigen Volksbildungsverein. „Der Verein besaß auch eine kleine Bibliothek vor allem naturwissenschaftlicher Werke, die wir benützten. Eines dieser Werke gewährte mir tiefen Einblick ins Weltall und in die Entstehung der Himmelskörper und führte mir den abgründigen Gegensatz zwischen diesen wissenschaftlichen Erkenntnissen und der biblischen Schöpfungsgeschichte vor Augen. Damit war mein Urteil nicht nur über die Schöpfungsgeschichte, sondern über alle übersinnliche Weltbetrachtung gefällt. Für mich war das alles ein neuer Glaube, ein neues Evangelium, durch das der alte Glaube total abgetan war, und ich meinte, man brauche diese Bücher nur dem vorurteilsfreien Menschen zugänglich zu machen, um ihn in die gleiche Stimmung zu versetzen“.[10]

Nikolaus Osterroth, 1875 in Hettenleidelheim (Rheinpfalz) als Sohn einer kinderreichen verarmten Metzgerfamilie geboren – der Vater schlägt sich im Sommer mit Gelegenheitsarbeiten, im Winter mit Hausschlachtungen bei Bauern durch –, streng katholisch erzogen (Mitglied im Kindheit-Jesu-Verein, Ministrant, Mitglied im katholischen Jünglingsverein; während seiner Militärzeit erwägt er den Eintritt in den Franziskanerorden), seit seinem 14. Lebensjahr Arbeiter im Tonbergbau seines Heimatortes, stellt zunächst fest, dass der biblische Schöpfungsbericht das Fundament seines Glaubens war:

„Meine religiöse Überzeugung war, wie bei allen Schülern der katholischen Volksschulen, aufgebaut auf der mosaischen Schöpfungsgeschichte. Das Sechstagewerk Gottes war für mich der Ausgangspunkt allen Weltgeschehens. Gott schuf die Welt, und die Erde ist deren Mittelpunkt. Denn auf ihr wohnen die Menschen, und diese sind doch der eigentliche Schöpfungszweck Gottes. Die große Sonne dient nur zur Heizung und Beleuchtung der menschlichen Wohnplätze. Durch den bedauerlichen Sündenfall wurde die Absicht des lieben Gottes, den Menschen auf Erden ein paradiesisches Dasein in ewiger Unsterblichkeit zu schaffen, durchkreuzt. Zur Strafe vertrieb er sie aus dem Paradies, ließ sie ihre Nacktheit erkennen, schickte ihnen Krankheit, Elend und Tod; den Fluch, sich mühselig und im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot zu verdienen, legte er ihnen als Buße auf. In einem Moment des Bedauerns mit seinen schlechtgeratenen Geschöpfen versprach er ihnen die Erlösung, der sich sein eingeborener Sohn unterzog, der, viertausend Jahre später im Stall zu Bethlehem Mensch geworden, ein armes, entbehrungsreiches Erdendasein führte und zur Sühne unserer stammväterlichen Erbsünde und all unserer Sünden, den Kreuzestod erlitt. So bezwang er durch seinen physischen unseren Sündentod und hinterließ zum Pfände unserer Erlösung den Menschen seinen Leib und sein Blut als ewiges Sühneopfer für unseren Fehl. Seinen Aposteln aber gab er die Gewalt, zu lösen und zu binden, und dem Petrus übertrug er die Vollmacht, seine Lämmer und seine Schafe zu weiden. Und diese Vollmacht übertrug sich auf den jeweiligen Nachfolger des heiligen Petrus, den Bischof von Rom, der, gerüstet mit der Einsicht und Weisheit des heiligen Geistes, zum unfehlbaren Lehrer der Menschheit und zum Hüter des Glaubens und der Gnadenschätze der Kirche von Gott bestellt ist ... In der Tat: Grundlage der dem ‚niedern' Volk gepredigten Religion ist das Sechstagewerk Gottes, der mosaische Schöpfungsbericht. Acht, ja zehn Jahre dreht sich der ganze konfessionelle Schulunterricht um diese weise Schöpfungsgeschichte. Durch Tausende von Fäden wird sie verknüpft mit allen menschlichen Lebensregungen".[11]

1897 tritt Osterroth in die SPD und in den Fabrikarbeiterverband ein. Einen wesentlichen Anstoß dazu hat das Erlebnis eines Arbeits-

konflikts gegeben, in dem der katholische Klerus vorbehaltlos Partei für die Unternehmer ergriff und sich darin auch nicht irremachen ließ. Nach seinem Parteieintritt wird Osterroth vom Klerus aufs Schlimmste diffamiert und verfolgt; gleichwohl hält er an seinen religiösen Überzeugungen fest, indem er zwischen Religion und Repräsentanten der Kirche unterscheidet. Allerdings wird er durch mancherlei philosophische und naturwissenschaftliche Lektüre verunsichert. Nach etwa einem Jahr gerät er an das für ihn entscheidende Buch: Arnold Dodel, „Moses oder Darwin?"

> „Das äußerst populär geschriebene Werkchen stellte die mosaische Schöpfungsgeschichte mit der natürlichen Entwicklungsgeschichte in Parallele, beleuchtete die Widersprüche der biblischen Erzählung und gab eine gedrängte Schilderung der Entwicklung der organischen und anorganischen Natur, unter Einflechtung einer Fülle schlagender Beweise ... Das Fundament meines Glaubens war nach der Lektüre des prächtigen Buches zertrümmert. Ein erdrückender Alp wälzte sich von meiner Brust, von meinen Augen fiel ein Schleier, und ich war ein anderer Mensch".[12]

Die neue Weltanschauung, die sich ihm bildete, beschreibt Osterroth als Erkenntnis,

> „dass der ptolemäische Himmel längst eingestürzt ist; dass da draußen im Weltenraum ein ewiges Werden und Vergehen sich abspielt; dass im großen Weltall, wie auf unserer kleinen Erde alles in ewiger Entwicklung begriffen ist; dass diese Entwicklung sich vollzieht nach unabänderlichen Naturgesetzen, die selbst der Allmacht des alten mosaischen Jehova trotzen; dass alles, was in der organischen Welt lebt, blutverwandt, dass kein Unterschied zwischen Materie und Geist existiert, der Geist vielmehr lediglich das Ergebnis der Bewegung der Materie ist".[13]

Nach diesen beiden Erinnerungsberichten schließlich eine Umfrage, die die Leipziger Volkshochschule im Winter 1923/24 unter Arbeitern veranstaltete (Arbeiter machten knapp die Hälfte ihrer Hörerschaft aus) und die von einer führenden Mitarbeiterin der

Volkshochschule, Gertrud Hermes, ausgewertet wurde. Die Weltanschauung, die die Befragten formulierten, lässt sich in drei Punkten zusammenfassen:

1. Es gibt in Natur und Gesellschaft keinen göttlichen Plan, sondern nur den Zufall und/oder gesetzmäßige Kausalitäten. „Nicht als Objekt der sogenannten göttlichen Weltordnung und Vorsehung, sondern als ein Zufallsprodukt der schaffenden Natur stehe ich in der Welt und muss mich mit derselben abfinden." – „Den Sinn des Lebens möchte ich so erklären: Dass die ganze Erde nebst Himmel und Planeten ... ein einziges Leben, Weben, Sterben bedeutet. Wir als Menschen und alles, was lebt, wirkt und stirbt, kehrt zurück in den Prozess der Natur. Der Mensch selbst ist unbedeutend der Natur gegenüber, denn was er glaubt der Natur abzwingen zu können, wird durch Naturgesetz wieder zunichte gemacht werden, denn alles, was der Mensch schafft, sind Lebensnotwendigkeiten der Entwicklung." – „Einen Sinn muss man dem Leben unbedingt absprechen. Das Leben ist lediglich eine Folge der Entwicklung und eine fortgesetzte Weiterentwicklung".[14] – Hierzu Gertrud Hermes: „Naturgesetz bedeutet dem Arbeiter Ordnung der Welt nach denselben Grundsätzen, nach denen seine Maschine konstruiert ist ... Das Bekenntnis zum Zufall als schöpferischem Prinzip hat seinen Ton von der Abwehr des Bibelglaubens. Seine Bestätigung gewinnt es aus der Sinnlosigkeit der geltenden sozialen Ordnung, die der Arbeiter Tag um Tag erfährt. An eine sinnvolle Ordnung des Weltgeschehens vermag er angesichts der ihn umdrängenden gesellschaftlichen Tatsachen nicht mehr zu glauben." [15]

2. In Natur und Gesellschaft herrscht nicht das Prinzip des Kreislaufs oder des Auf und Ab, sondern eine Entwicklung ist festzustellen, die vom Niederen zum Höheren verläuft. Dieser Entwicklungsgedanke ist es, der den lesenden Arbeiter zentral interessiert.[16] „Im Hinblick auf das große Weltganze sind wir Menschen Eintagsfliegen. Und doch, wenn man die Entwicklung der Menschheit auf unserm Stern betrachtet, steht man vor etwas Großem. Die Stufen des Aufstiegs vom Urmenschen über das klassische Altertum bis zum modernen Zeitalter der Maschine zeigen deutlich ein zwangsläufiges Fortschreiten". – „Kurz gesagt, ist der Sinn des Lebens der, dass sich aus niederen Formen durch Anpassung an seine Umgebung

höhere Formen haben entwickeln müssen, denn wenn das nicht der Fall gewesen wäre, so müssten auf unserer Erde, die doch verschiedene Entwicklungen durchmachen musste, immer noch die ersten Urlebewesen ... vorhanden sein. Überall, wo wir hinblicken, hat sich aus Niederem Höheres entwickelt".[17]

3. Wir – die Menschheit, speziell die Arbeiter – sind aufgerufen, das Nächsthöhere zu verwirklichen. An dieser entscheidenden Stelle, so formuliert Gertrud Hermes, „wirft der Arbeiter mit einer letzten obersten Entscheidung alles über den Haufen, was er sich an mechanistischen Theorien aller Art aus der modernen Wissenschaft herausdestilliert hat".[18] Charakteristische Aussagen lauten: „Wir [die Menschen] sind das höchstentwickelte Lebewesen, und uns steht es an, zu erforschen und zu erklären, wo eigentlich das Leben seinen Anfang nimmt oder wodurch es geschehen ist. Dann werden wir die Frage [gemeint ist die Frage nach dem Sinn des Lebens] leichter beantworten können ... Dann wird es sich herausstellen, ob auch wir die Entwicklung der Natur mitmachen oder vorauseilen." – „Ich fasse den Sinn des Lebens dahin auf, dass alles organische Dasein, selbst das niedrigste Lebewesen, die Bestimmung hat, sich höher zu entwickeln, sich zu vervollkommnen, wie das die Entwicklungsgeschichte der Menschheit am sinnfälligsten zeigt". – „In dieser Erkenntnis [vom gesetzmäßigen Fortschritt] und der, dass ein Sich-dagegen-Sträuben unserer jetzigen kapitalistischen Machthaber vergebens ist, wollen wir mitarbeiten helfen an der Aufwärtsbewegung der Menschheit".[19] Noch einmal Gertrud Hermes: „In der Lehre vom Kampf ums Dasein findet das proletarische Lebensgefühl seine unmittelbare Bestätigung. Ist Kampf das Prinzip alles Lebens nicht nur, sondern aller ‚Höherentwicklung', dann ist auch der Kampf des Proletariers, der Klassenkampf, eine Etappe auf dem Wege der Menschheit zu höheren Formen. Mit dem Marxschen Satz: ‚Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen' fügt sich die Darwinsche Lehre vom Kampf ums Dasein zu einer großen Einheit zusammen. Die besondere geschichtliche Sendung der Klasse wird in das Ganze der Natur- und Menschheitsentwicklung eingeordnet; sie empfängt von dorther ihr Recht und ihre Weihe. Auch die Aktivität des Arbeiters findet hier ihre Bestätigung".[20]

*

Die Wissenschaft – das war die große Autorität der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Wissenschaft im Sinne des Beweisbaren: exakte Naturwissenschaft und positivistische Gesellschaftswissenschaft. Wissenschaft als Gegensatz zur Religion, die als Bereich des Irrationalen, der Fremdbestimmung und der (eingebildeten) Autorität galt, also Wissenschaft mit dem Ziel der rationalen und moralischen Autonomie. Mochten damit auch Kränkungen des Selbstwertgefühls verbunden sein wie bei der Abstammungslehre, so war auch das tapfer anzunehmen, als Aufgabe, über die Gesetze des Tierreichs hinauszustreben – eine Aneignung Darwins, die sich grundlegend von den späteren Sozialdarwinisten und Rassisten unterschied. Und Wissenschaft schließlich als Instrument, mit dem letztlich alle Fragen des Daseins zu lösen sein würden.

Das wurde in der Substanz von der deutschen Arbeiterbewegung, so wie sie nach der Reaktionszeit in den 60er-Jahren neu entstand, aufgegriffen. Mit gutem Grund. Einen nach vorn drängenden Optimismus im Namen der Selbstbestimmung – das brauchte sie. Das, was das Bürgertum hier formulierte, konnte übernommen, radikalisiert und gegen das Bürgertum selbst gerichtet werden.[21] Und Marx und Engels hatten ja die Synthese vollzogen, die nicht mehr überboten werden konnte, indem sie bewiesen hatten, dass – wie ein junger Enthusiast es später ausdrückte – der Sozialismus „das letzte Wort der Wissenschaft" sei.[22] Wissenschaftlicher Sozialismus: das war nicht nur eine bestimmte Richtung des Sozialismus im Gegensatz zu anderen, sondern das war – was immer das Bürgertum sagen mochte – die Wissenschaft als Sozialismus, der Sozialismus als Wissenschaft. Auch für den Nachvollzug des Gegensatzes von Wissenschaft und Religion hatte die Arbeiterbewegung gute Gründe. Sprach die Kirche nicht von Gott als der höchsten Autorität, und stützte sie nicht mit Gott, Moral und Gewissen immer wieder die irdischen Autoritäten (Unternehmer, Militär, Schule, Polizei, Hauswirte)? Und führte sie nicht einen Rückzugskampf gegen die Wissenschaft, den sie unvermeidlich verlor? Und schließlich bot sich hier die Möglichkeit, ein guter Mensch zu bleiben. Die kirchliche Moral war unglaubwürdig geworden, ja verhasst. Aber nun konnte

man dort, wo der Pfarrer oder das eigene noch kirchlich geprägte Gewissen von Sünde sprach – sei es bei der Sexualität, sei es in Fragen der bürgerlichen Ordnung und des Privateigentums –, mit dem Hinweis auf eine neue Moral gegenhalten. Man arbeitete am naturgesetzlich vorgesehenen Aufstieg der Menschheit zu neuen Formen mit, und so war man, auch bei Missachtung der bestehenden Gesetze, in einem besonderen Sinne „gut".

Entwicklung – das zweite große Stichwort, das das Bürgertum lieferte, ein unwiderstehliches Stichwort, weil es Sicherheit und Stärke verlieh. „Vom Urnebel zum Zukunftsstaat", so betitelte ein österreichischer Sozialist einen Zyklus von Vorträgen.[23] Das Individuum hatte seinen Platz, es war eingeordnet in die Entwicklung und die Sendung der Klasse, der Menschheit, des Kosmos. Es war winzig klein, aber eben zugleich unentbehrliches Teilchen eines ungeheuren Prozesses. Das gab dem erniedrigten, beleidigten, armseligen Leben des Arbeiters einen Sinn und eine Hoffnung.

Es liegt auf der Hand, welchen Schwung die Arbeiterbewegung durch diese Definition des Sozialismus gewann. Zugleich aber bezahlte sie dafür einen hohen Preis. Von ihm soll in den nächsten beiden Kapiteln die Rede sein.

Die Konsequenzen (I): Untergang des „Liebessozialismus" Verdrängung des Todes Agitation und Zwangsoptimismus

Das Unternehmen Büchners und der anderen Autoren ist unausgesprochen der Versuch, die Religion zu beerben. Zur Erinnerung nochmals ein Zitat aus Büchners gesellschaftlichem Programm: Nicht der Glaube an Gott oder die Unsterblichkeit bildet die Quelle der Moral, „sondern die Überzeugung, dass es Pflicht des Einzelnen sei, demjenigen gemäß oder entsprechend zu handeln, was die Gesellschaft ... zum gegenseitigen Besten als gut und nützlich erkannt und festgestellt hat". Das ist eine neue Bindung und Verpflichtung. Keiner der Autoren nimmt die „Aufklärungen" um ihrer selbst willen vor; dass die naturwissenschaftlichen (und andere) Erkenntnisse dem Menschen zu einer besseren Kenntnis von sich selbst helfen könnten, ist für sie allenfalls Ausgangspunkt für andere, in ihren Augen größere Zielsetzungen. Dazu gehört, dass sie die neuen Erkenntnisse *benutzen*, um der Religion zu schaden und um Anhänger für die eigene Sache zu gewinnen.

Das führt geradewegs in die moderne Form der religiösen Mission: die *Agitation*. Alle religiöse Mission geschieht aber auf der Basis einer Trennung. Die Wahrheit ist bereits anderswo entdeckt und niedergelegt, sie wird jetzt „unters Volk gebracht". In diesem Falle sind es die Wissenschaftler, die etwas entdecken, sie bleiben exklusiv; die Popularisatoren verbreiten ihre Erkenntnisse im „Volk", und das geschieht immer mit bestimmten Absichten und Beschränkungen.

Dem entspricht die Sprache der Popularisatoren. Sie wimmelt von Mitteln, Zwecken, Zielen, von Aufrufen und Vorschriften.

Es ist also eine *neue Religion*, die die Arbeiter sich aneignen, und zwar Religion in ihrer autoritären, eine Priesterherrschaft erzeugenden Erscheinungsform. Dass ihre Propagandisten das Gegenteil versichern und betonen, es sei Antireligion, ändert daran nichts, sondern verschärft das Problem. Das, wogegen man sich besonders heftig sträubt, ereilt einen in der Regel von hinten.

Indem sich die Arbeiter die neue Religion aneignen, verändern sie nochmals deren Inhalt. Es lag durchaus nicht im Sinne Büchners oder Haeckels (nur bei den Sozialdemokraten unter den Popularisatoren ist das anders), wenn die Arbeiter nicht die Wissenschaft und die technische Naturbeherrschung, sondern sich selbst, „das Proletariat", an die zentrale Stelle des neuen Heilsplans setzten. Aber die Inhalte sind auch hier nicht das Entscheidende. Wieder ist es ja ein übergeordneter Plan und damit eine *höhere Instanz*, denen die Arbeiter sich unterordnen. Sie haben nun etwas zu vollbringen, nämlich die Geschichte des Kosmos und der Menschheit zu Ende zu führen.

Der Gefühlshintergrund dieser Unterordnung ist: man sichert sich die imaginäre Liebe dieser Instanz. Die Weltgeschichte und die nachfolgenden Generationen sehen wohlgefällig auf uns herab.

Aber irgendetwas muss daran brüchig und gar nicht so sicher sein. Woher rührt die Beunruhigung, die Oswald Köhler und Friedrich Engels angesichts eines so fernen Ereignisses wie des Verlöschens der Sonnenenergie oder gar des „Wärmetodes" des Universums erfasst? Ich komme später darauf zurück. Zunächst soll die neue Religion der Arbeiter konkret entfaltet und in ihren Auswirkungen gezeigt werden.

*

Die neue Religion ist zugleich eine neue Form von Sozialismus, die ältere Formen verdrängt. Vor allem jene Richtung geht jetzt endgültig unter, gegen die schon Marx und Engels vor 1848 gewettert hatten[1] und die ich als „*Liebessozialismus*" bezeichnen möchte. Einer seiner letzten Ausläufer findet sich 1870. Anlass des Dokuments ist ein Wortwechsel in der Ortsgruppe Lößnitz (Erzgebirge) der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei: ein Parteigenosse wendet sich in größter Erregung gegen den Schriftführer der Ortsgruppe und erklärt, in der Partei werde der christliche Glaube völlig in den Hintergrund gedrängt; das aber sei nicht recht, „wir sein so schon geknechtet und wollen wir Gott verwerfen dann sein wir Elend genug" (d. h. dann sind wir ganz und gar im Elend). August Ackermann, so heißt der Schriftführer, protestiert: Dieser Eindruck vom Geist

der Partei sei völlig falsch! Das, was er dagegensetzt, formuliert er zuhause auch noch schriftlich und schickt es an den Redakteur des Parteiblatts „Der Volksstaat" in Leipzig – das ist niemand anders als Wilhelm Liebknecht – mit der dringenden Bitte, es abzudrucken:

> „Lieben Mittgenossen und Brüder ich muss Ihnen mittheilen dieses Organ [den ‚Volksstaat'] recht genau durchzulesen, und bedenken was in sich hält [was es enthält]. Den ich kann mir nichts schöneres denken als das was wir verfolgen, den es heißt Arbeiter Brüder vereinigt Euch und liebet Euch untereinander, den Einigkeit macht Stark, und wo keine Liebe ist zur Sache, da kann auch kein Wille vorhanden sein.
>
> Lieben Brüder wo keine Liebe ist, da ist auch kein Glauben, den es heißt in der Heilich[en] Schrift, Gott ist die liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, nehmen wir unsere Parteiführer an, welche Schmach und Zerstörung in ihren Familienkreise, um ihre Mittbrüder willen, würden Sie keine Liebe zu uns haben, so würden Sie sagen warum sollen wir uns den so peinigen lassen, so kommt wider das schöne Sprichwort das unser Heiland sagt, Liebet Euch untereinander so wie ich Euch geliebet habe, den die Liebe ist der Grundstein zu allen, den wo kein Glaube und keine Liebe ist, wird nie kein Friede zustande kommen.
>
> Liebe Mitgenossen bedenket welches schöne Werk aufgebaut ist. Helfet nach Euern Kräften, und mit Liebe und Brüderlichkeit mit bauen, Gott wird uns Kraft und Beistand verleihen, und uns wird einst ein schöner Auferstehungsmorgen leuchten." [2]

Zwei zentrale Begriffe des Neuen Testaments werden hier von einem sozialistischen Arbeiter für sich und die Bewegung reklamiert. Liebe – das ist die Antwort auf die Frage, warum bin ich Sozialist, warum setze ich mich ein, mit all den Opfern, die das fordert? Glaube – das ist der utopische Vorgriff auf eine bessere Zukunft und die Gewissheit, dass sie zu erreichen ist. Wilhelm Liebknecht, Freidenker und wissenschaftlicher Sozialist, lehnte die Veröffentlichung ohne zu zögern ab. Die Religion, so notierte er auf dem Brief, müsse von der Bewegung völlig beiseitegelassen werden. Nur ein einziges Mal sei in der Geschichte „ein Freiheitskampf ... mit religiösem Ap-

parat geführt" worden, und zwar im England des 17. Jahrhunderts, und auch der sei nur mit der Parole Cromwells zum siegreichen Ende gebracht worden: „Vertraut auf Gott und – haltet das Pulver trocken!" [3] Gegen Ende seines Lebens ließ sich Liebknecht einmal dazu hinreißen, den Sozialismus als eine Form von Religion zu definieren. Das war 1890, auf dem ersten legalen Parteitag der SPD nach dem Fall des Sozialistengesetzes. In diesem Moment höchster Begeisterung rief er aus:

> „Haben wir nicht das, was die Kraft der Religion bildet, den Glauben an die höchsten Ideale? Ist im Sozialismus nicht die höchste Sittlichkeit: Selbstlosigkeit, Aufopferung, Menschenliebe? Wenn wir unter dem Sozialistengesetz freudig das schwerste Opfer gebracht haben, uns die Familie und die Existenz zerstören ließen, uns auf Jahre trennten von Frau und Kind, bloß um der Sache zu dienen, so war das auch Religion, aber nicht die Religion des Pfaffentums, sondern die Religion des Menschentums. Es war der Glaube an den Sieg des Guten und der Idee; die unerschütterliche Überzeugung, der felsenfeste Glaube, dass das Recht siegen und dass das Unrecht zu Falle kommen muss." [4]

Es lohnt sich, die beiden Texte genau miteinander zu vergleichen. Während Liebknecht an etwas glaubt („an die höchsten Ideale", „an den Sieg des Guten und der Idee"), verwendet Ackermann das Wort „Glaube" absolut (wir Sozialisten haben Glauben, sagt er und meint damit: wir Sozialisten sind religiös). Und während Liebknecht von „Menschenliebe" spricht, sagt Ackermann „Bruderliebe".

*

Ein kurzer Blicküber die deutsche Grenze. 1833 brachte sich in Paris ein Paar aus der „Familie" der Saint-Simonisten um, einer sozialistischen Gruppe, die hohe Ansprüche an ihr Zusammenleben und ihre Umgangsformen richtete. Die Motive der Frau waren bekannt: sie war am Widerspruch zwischen diesen selbstgesteckten Ansprüchen und ihrer mangelnden Realisierung zerbrochen. Eine andere Frau der „Familie" akzeptierte diesen Vorwurf und schrieb in einem

Nachruf auf die beiden Toten, in den eigenen Reihen müsse „das Band einer religiösen Brüderlichkeit" geknüpft werden.[5]

Ein halbes Jahrhundert später: Kongress der französischen Sozialisten in Marseille 1879, der die langdauernde Spaltung der französischen Arbeiterbewegung in vier und mehr verschiedene Richtungen brachte. Der Versammlungssaal war aufschlussreich dekoriert: auf rotem Grund sah man u. a. die Parolen „science, paix, union, justice" (Wissenschaft, Frieden, Einigkeit, Recht) und „liberté, égalité, solidarité" (Freiheit, Gleichheit, Solidarität). Also nicht „fraternité" (Brüderlichkeit) wie 1789 – das wurde, wie man sagte, als zu religiös empfunden.[6]

In der Kirche wird man mit „Brüder und Schwestern" angeredet. Das leitet sich aus der Bibel ab, u. a. von Paulus, der die Empfänger seiner Briefe mit „liebe Brüder" anredet und gelegentlich (z. B. Römer 16, Vers 1) auch eine Frau als „unsere Schwester" bezeichnet. Diese Terminologie wird jetzt als anstößig empfunden. So setzt sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (man müsste dem nachgehen) ein anderer Sprachgebrauch durch, wird „Brüderlichkeit" durch „Solidarität" ersetzt. Entsprechend wandelt sich die Anrede. In der Versammlung sagt man nicht mehr „Brüder", sondern „Genossen" (französisch „camarades") und, wenn auch Frauen im Saal oder auf dem Platz sind, „Genossinnen".

*

Wenn der Inhalt des Sozialismus nicht mehr mit Liebe und Glaube umschrieben werden kann, wie August Ackermann es noch einmal tat, wie dann? Der Sozialist ist jetzt in erster Linie ein *Wissender*. Moritz Bromme, der Fabrikarbeiter, von dessen Familienleben und Ehekonflikten im 2. Kapitel die Rede war, schreibt über eine Begegnung, die er während des Aufenthalts in einer Lungenheilanstalt hatte:

> „Ich habe auch bei dieser Kur wieder erfahren müssen, was mir so oft auch schon in den Fabriken vorgekommen ist, nämlich, dass so viele gebildet sein wollende Arbeiter die Wunder der Naturwissenschaften nicht fassen können. Ihr geistiger Horizont ist noch zu

> engbegrenzt, als dass sie Zeiträume, wie z. B. die der Steinkohlenformation oder der Juraperiode begreifen können. Ich frug damals einen politisch und gewerkschaftlich organisierten Arbeiter — er war freilich noch verhältnismäßig jung — wie lange er wohl meine, dass die Steinkohlen in der Erde liegen. Er antwortete: ‚Na, mindestens 2-3.000 Jahre.' Als ich ihm darauf erklärte, dass die indische und japanische Schöpfungsgeschichte mit Hunderttausendmillionen Jahren rechne, da erklärte er das für Blödsinn".[7]

Das ist nun das Resultat des mühevollen Lesens, das der Anlass zu so vielen Konflikten mit der Frau war: das Gefühl der Überlegenheit. Das führt leicht zu scharfer Abgrenzung. Nochmals Bromme:

> „Wie glücklich ist dagegen der Proletarier, der ein Interesse für Politik, für Kunst und für Wissenschaft hat. Leider wird er von den versumpften Lumpenproletariern gewöhnlich verachtet und verspottet. Deshalb ist auch eine tiefe Kluft in dem Proletariat vorhanden: auf der einen Seite steht die gebildete, nach den höchsten Gütern der Menschheit und nach der Gleichberechtigung mit den herrschenden Klassen strebende Arbeiterschaft, auf der anderen das in Schnaps, Unwissenheit, Not und Elend verkommende Lumpenproletariat, die Hefe der menschlichen Gesellschaft, die nur stumpfe, tierische Instinkte kennt und ohne jede geistige Beschäftigung dahinlebt".[8]

Eine solche Haltung ist freilich eher eine Ausnahme. Die Regel ist das permanente Bestreben, das überlegene Wissen mitzuteilen und die Unwissenden auf die Stufe des „höheren" Bewusstseins zu heben. Aufklärung soll verbreitet werden, Wissen ist Licht (in den dunklen Zuständen und in den dunklen Köpfen), und Wissen ist Macht (nach Wilhelm Liebknechts berühmter Rede vor dem Dresdener Bildungsverein 1872). Zur Veränderung der Realität (wie Liebknecht es gemeint hatte) kann diese Macht nur schwer eingesetzt werden, umso leichter als Mittel zur Belehrung und damit als Herrschaftsinstrument gegen die (angeblich) Unwissenden. Es gibt immer noch einen, der von oben herab belehrt werden kann. Die Machtlosen entdecken (zu ihrem Schaden), dass sie doch nicht ganz

machtlos sind. Das Reden wird zum Dauerzustand, das Reden und – da aus dem Wissen das Handeln folgen soll – die Agitation.

Die Folge ist Überanstrengung, Verkrampfung und oft genug der Verlust menschlicher Qualitäten. Gelegentlich gibt es dafür ein dumpfes Empfinden. Aufschlussreich ist z. B. eine Stelle in August Bebels Erinnerungen. Nachdem er seitenlang über Politik, Parteiarbeit, damit verbundene Strapazen usw. geschrieben hat, fährt er fort: „... aber es gab auch wieder Stunden, wo man sich mehr als Mensch denn als Parteimann fühlte" (da wird dann – Bebel beschreibt es einen Absatz lang – im Kreis der Parteifreunde gesungen, gespielt und gelacht).[9]

*

Wie mit Liebe und Trennung, mit Schwangerschaft und Geburt, mit den Kindern, mit Unfall, Krankheit und Not, mit Alter und Tod umzugehen sei, darauf gab der Wissenssozialismus – an sich selbstverständlich – keine Antwort. Aber entscheidend war, dass er den Anschein erweckte, auf alle wichtigen Fragen eine Antwort zu haben. Die klassische Lösung bestand darin, dass die Männer das alles als Bereich der Frauen behandelten (und damit die Trennung der Geschlechter vertieften). Die ständig wiederkehrenden Appelle in der Presse der SPD, später der USPD und der KPD, die Genossen möchten in der eigenen Familie für „Aufklärung" sorgen, gingen damit ins Leere; schon die Tatsache, dass sie so oft wiederholt werden mussten, ist ein Indiz. Es gab sogar zahllose Fälle, wie Otto Rühle bei der „Aufklärungsarbeit" feststellte, in denen sozialistische Arbeiter es insgeheim begrüßten, wenn die Frau religiös blieb. „Wankelmütigkeit und Feigheit", urteilte Rühle darüber,[10] aber damit machte er sich die Sache zu einfach.

Insbesondere der Tod machte zu schaffen. Gibt es vielleicht doch ein Fortleben nach dem Tod, die Auferstehung, ein Jüngstes Gericht? Und wenn nicht – worin besteht der Sinn des Lebens? Der junge Marx schrieb: „Der Tod scheint als ein harter Sieg der Gattung über das bestimmte Individuum und ihrer Einheit zu widersprechen; aber das bestimmte Individuum ist nur ein bestimmtes Gattungswesen, als solches sterblich".[11] Was das konkret bedeutet,

kann man an der Situation ablesen, in der sich Marx 1850 im „Bund der Kommunisten" mit der revolutionären Ungeduld auseinanderzusetzen hatte. „Wir müssen gleich zur Herrschaft kommen, oder wir können uns schlafen legen," sagte die von Willich und Schapper repräsentierte Richtung. Dem setzte Marx entgegen, es gelte den Arbeitern zu sagen: „Ihr habt 15, 20, 50 Jahre Bürgerkriege und Völkerkämpfe durchzumachen, nicht nur um die Verhältnisse zu ändern, sondern um euch selbst zu ändern und zur politischen Herrschaft zu befähigen".[12] 50 Jahre Bürgerkriege und Völkerkämpfe – das ist im Leben eines Einzelnen nicht zu schaffen (und das hat auch Marx selbst nicht geschafft), Marx redete also keine Einzelpersonen an, sondern ein Kollektiv.

Vom Standpunkt des naturwissenschaftlichen Materialismus nahm, wie im 3. Kapitel gezeigt, Arnold Dodel das Problem in Angriff (zur Erinnerung: seine Schrift erschien im Parteiverlag). Für ihn ist der Mensch wie die übrige Natur nichts als Materie und Energie. Die unzerstörbare „kraftbegabte Substanz" erfährt mit dem, was wir Tod nennen, nur eine Verwandlung; teils lebt sie in unseren Kindern fort, teils kehrt sie in die Allgemeinheit der leblosen Natur zurück.

Solche Antworten reichten offenbar auch den Parteiführern nicht aus. Bebel sprach im Alter davon, dass er demnächst „zur großen Armee abberufen" werde.[13] Der Ausdruck wird heute noch von militärischen Traditionsverbänden in Nachrufen auf verstorbene Kameraden verwandt: das Jenseits als Fortsetzung der Kaserne und des Exerzierplatzes. Konnte Bebel ihn deshalb übernehmen, weil für ihn, wie für viele Sozialisten seiner Zeit, die Arbeiterbewegung so etwas wie ein militärischer Körper war? Franz Mehring runzelte missbilligend die Stirn über den französischen Sozialisten Paul Lafargue, der 1911 als knapp 70-Jähriger seinem Leben ein Ende setzte, weil er das Alter als eine Last empfand; in einem Nachruf formulierte er die Maxime: „Mehr als je gilt von dem proletarischen Emanzipationskampf, dass der Dienst der Freiheit ein strenger Dienst ist, der auch dem reich mit Lorbeeren geschmückten Veteranen nicht gestattet, seinen Posten zu verlassen, solange ihn noch ein Hauch von Kraft beseelt".[14] Da ist er wieder, der „Soldat der Revolution".

Der Erste Weltkrieg hat, so ist zu vermuten, bei manchen hin-

ter die militärische Symbolik ein Fragezeichen gesetzt. Bei anderen dagegen, und das ist nachweisbar, hat er sie nicht erschüttert, sondern sogar noch verstärkt. Eugen Leviné, der KPD-Führer in der bayerischen Räterepublik, rief im Juni 1919 vor dem Sondergericht in München, das ihn zum Tode verurteilte, aus: „Wir Kommunisten sind alle Tote auf Urlaub. Dessen bin ich mir bewusst. Ich weiß nicht, ob Sie mir meinen Urlaubsschein noch verlängern werden oder ob ich einrücken muss zu Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg".[15]

Als der große Arbeiteraufstand im Ruhrgebiet 1920 im staatlich sanktionierten Massenmord endete, ließ sich an den Gräbern nicht mehr wie nach den siegreichen Anfangskämpfen „Tord Foleson" singen (ihr seid tot, aber ihr habt den Schaft in die Erde gestoßen, das Banner weht!). Stattdessen wurden sentimentale Soldatenlieder umgetextet. Ein junger Arbeiter beispielsweise verarbeitete die Erschießung eines Familienvaters, die sich vor seinen Augen abspielte, zu folgendem Lied[16] (es gibt eine ganze Serie dieser Art):[17]



Es liegt ein Städtchen schmuck und klein,
Verschwiegen still am Niederrhein.
Dort starb im Kampf für Recht und Brot
Ein alter Rotgardist den Freiheitstod.

Ein Henkersknecht pocht bei ihm an:
„Steh auf, steh auf, Spartakusmann,
Dein Leben ist dem Tod geweiht.
Du wirst erschossen, mach dich bereit."

Er schaufelt sich sein eigen Grab,
Er wendet sich verächtlich ab;
„Ans Werk, ihr Henker, tut eure Pflicht,
Ein alter Rotgardist, der zittert nicht."

Schon schlagen seine Schergen an,
Fest steht der alte Spartakusmann:
„Schießt gut, ihr Henker, hier stehe ich.
Lebt wohl, ihr Brüder, und rächet mich!"

Die Salve kracht, sein Auge bricht,
So starb ein Mann für Recht und Pflicht.
Ein trotzig Lachen um Aug' und Mund,
So ging der alte, alte Muhs zugrund'.

Schweigend brach die Nacht herein,
Man grub den stillen Schläfer ein.
Nur der Mond, der schaut herab
Und küsst ein einsam Rotgardistengrab.

Dass Sozialisten angesichts des Todes auf Deutungsmuster des Militärs zurückgriffen, enthüllt die Leerstelle der neuen Religion. Wenn der Mensch zum ausführenden Organ eines kosmisch-menschheitlichen Entwicklungsgesetzes wird, verlangt das auf der Gefühlsebene einen totalen Zukunftsoptimismus. Dieser Optimismus bewirkt, dass niemand sich traut, die Empfindung der Vergeblichkeit des Kampfes oder gar der Vergeblichkeit des eigenen Lebens im öffentlichen Gespräch zuzulassen. In jeder Niederlage aber und angesichts des Todes wird diese Erfahrung gemacht.

Das Schlimme ist, dass der Einzelne damit anschließend allein bleibt. 1920 wurde für die Opfer Geld gesammelt, aber kein Ort geschaffen, an dem über das Leid hätte geredet werden können. Die Angst ist, die Leute könnten den Glauben verlieren, dass sich der Kampf für den Sozialismus auch lohne, wenn man die Niederlagen eingesteht. Also wird weiter die Fahne hochgehalten und der Zukunftsoptimismus fortgesetzt, der spätestens jetzt zur Lüge wird.

Für den Einzelnen gibt es dann zwei Möglichkeiten. Entweder

Resignation, für die er dann erst recht mit dem Ausstoß bestraft wird, aus Angst, er könnte darin Entdeckungen machen und womöglich zu Haltungen gelangen, die menschlicher sind als die in der Bewegung üblichen. Oder er hält die Erfahrung, alleingelassen worden zu sein, nicht aus und lügt selber mit. „Die Zeit heilt alle Wunden," sagt er, reiht sich wieder ein und träumt von stärkeren Waffen.

Die Unruhe der Theoretiker und Führer angesichts des Verlöschens der Sonnenenergie oder des „Wärmetodes" des Universums wird nun verständlich. Sogar von einem so fernen Vorgang befürchteten sie Konsequenzen für den Zukunftsoptimismus der Arbeiter. Besser kann man nicht sehen, für wie verlogen und brüchig sie ihn hielten (aber eben für „notwendig").

Worum alle Beteiligten sich betrügen, ist ihr gegenwärtiges Leben, genauer: ihr Leben überhaupt. Da sind in vieler Hinsicht sogar die Kirchen attraktiver.

Die Konsequenzen (II): Hilflosigkeit gegenüber dem Katholizismus Nebeneinander von Sozialismus und Religion

Der Sozialismus neuen Typs (im Unterschied zum untergegangenen „Liebessozialismus") wirkte auf Arbeiter mit christlichen Bindungen verletzend und abstoßend. Selbstbiografien von sozialdemokratischen Arbeitern zeigen, dass sich erst die christlichen Bindungen – durch welche Erfahrungen auch immer – gelockert haben mussten, bevor eine Zuwendung zur Sozialdemokratie erfolgen konnte.[1] Warum? Ich gehe diesem Zusammenhang beim Katholizismus nach, weil aus ihm der große Konkurrent der sozialistischen Arbeiterbewegung erwuchs.

Wilhelm Reimes, ein katholischer Textilarbeiter vom Niederrhein, der auf mühsamen Wegen zur Sozialdemokratie fand, berichtet in seinen Lebenserinnerungen, dass er in seinen religiösen Zweifeln zu Arnold Dodel und Ernst Haeckel griff, dass ihm diese Literatur aber nicht habe helfen können.[2] Auf der anderen Seite haben wir den Rückblick von Franz Wieber, des Vorsitzenden des christlichen Metallarbeiterverbandes:

> „Mir ist die Frage schon oft vorgelegt worden, wie es gekommen sei, bei meiner schon frühen Tätigkeit in der Arbeiterbewegung, und in jungen Jahren auf mich allein gestellt, dass ich nicht Sozialdemokrat geworden sei. Bei der Bedrückung der Arbeiter in den siebziger, achtziger und späteren Jahren und bei der Verlassenheit von allen Seiten konnte es nicht wundernehmen, wenn die Arbeiter der Sozialdemokratie zufielen. Warum ich es nicht wurde? Es waren nicht politische, nicht wirtschaftliche Beweggründe, sondern einzig und allein meine einfache, schlichte, religiöse Grundeinstellung, die ich vom Elternhause mit hinausgenommen in die Welt. Auf wirtschaftlichem Gebiete hätte ich sehr weit mit den Sozialdemokraten gehen können".

Mit 16 oder 17 Jahren gerät Wieber zufällig (für Jugendliche bestand damals Versammlungsverbot) in eine Versammlung mit dem sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Johann Most, der später unter dem Sozialistengesetz ins Exil nach England und den USA ging und dort zum Anarchisten wurde. Die Versammlung wird für ihn zum Schlüsselerlebnis:

> Most „kennzeichnete in feuriger Rede die Unterdrückung und Ausbeutung der Arbeiter, was mir als richtig zusagte. Als er aber anfing, gegen ‚Pfaffen', gegen Religion und Gottesglauben zu wettern, die Kirche als Verdummungsanstalt hinzustellen, da fühlte ich mich abgestoßen, und mir war klar: In diese Gesellschaft gehörst du nicht! Schon damals stand bei mir fest, dass Arbeiterinteressenvertretung und Christentum keine Gegensätze sein konnten. Im Christentum sah ich nicht bloß die Heilsanstalt für das Jenseits, sondern auch das Fundament, auf dem das wahre Interesse der Arbeiter aufgebaut und dauernd erhalten werden konnte. Unser alter Lehrer hatte uns in der Urgeschichte des Christentums nicht umsonst gezeigt, wie das Christentum die Sklaverei abgeschafft und auch die Arbeiterschaft als gleichberechtigt anerkannt hatte. Mithin konnte es nicht wahr sein, dass das Christentum der Feind der Arbeiter sei".[3]

Wir können aus diesem Zeugnis entnehmen, dass katholische Lehrer (und man darf hinzufügen: erst recht der Klerus) darum bemüht waren, die Arbeiter gegen den Sozialismus zu immunisieren, und dabei auch Legenden einsetzten (es kann keine Rede davon sein, dass das frühe Christentum die Sklaverei abgeschafft hat, siehe den Brief von Paulus an Philemon). Es gab eine ganze Flut von Literatur, die eigens zu diesem Zweck der Immunisierung geschrieben wurde. Um drei Beispiele zu nennen: Der Jesuit Peter Nilkes veröffentlichte ein zweibändiges Werk „Schutz- und Trutzwaffen im Kampfe gegen den modernen Unglauben", Joseph Joos, Redakteur der „Westdeutschen Arbeiter-Zeitung" in Mönchengladbach, diagnostizierte eine geistige Krise in der Sozialdemokratie, Franz Meffert, Mitarbeiter des „Volksvereins für das katholische Deutschland" (über diesen Verein gleich Näheres), legte eine Schrift über „Sozialdemokratie und Religion" vor, in der er nachwies, dass die „Erklärung der Reli-

gion zur Privatsache" in den sozialdemokratischen Parteiprogrammen eine vorgeschobene Phrase sei und dass in der Partei Religionsfeindschaft und aktiver Atheismus herrsche.[4]

Jedoch die Immunisierungsversuche des Klerus und anderer Funktionsträger hätten niemals ausgereicht, um die katholischen Arbeiter bei ihrem Glauben zu halten.[5] Bemerkenswert ist, dass ein anderer Mitarbeiter des „Volksvereins für das katholische Deutschland", Anton Heinen, die genannte Literatur sehr kritisch beurteilte und feststellte, sie lasse ihn kalt: „Ist nicht Apologetik so gut wie aller Rationalismus im eigentlich Geistigen und Religiösen eine Spätgeburt von Zeiten, da der lebendige Glaube und damit der Sinn für die religiösen Lebenswerte schwindet? Sucht man dann nicht äußerlich zu stützen, was innerlich nicht mehr lebendig ist?"[6] Und Franz Wieber spricht ja auch an erster Stelle nicht von seinem Lehrer, sondern von seinem Elternhaus, in dem seine religiöse Grundeinstellung geprägt worden sei.

Leider sagt Wieber nicht, welche Elemente dieser Grundeinstellung für ihn wichtig waren. Aber aus vielen Quellenbeobachtungen und auch aus Gesprächen mit Katholiken heute lässt sich wohl Folgendes verallgemeinern. Für einen Katholiken ist erstens das ausgewogene Verhältnis zwischen Sündenbewusstsein und Erfahrung der Gnade Gottes wichtig, ein Verhältnis, das sich praktisch umsetzt in eine maßvolle Leistungsbereitschaft, diesseits von Selbstüberforderung und Selbstquälerei. Ob sich diese Ausgewogenheit herstellt, entscheidet sich meist an den frühen Erfahrungen mit der Beichte (als Ort des befreienden Sichäußerns und der Vergebung oder als Ort des Geständniszwangs und der Verewigung der Gewissensqualen).[7] Zweitens der Sinn für die notwendigen moralischen Kompromisse des Alltags diesseits aller Extreme (reine Gesinnungsethik, Wahrheitsfanatismus, aber auch entgegen dem verbreiteten Vorurteil moralische Leichtfertigkeit). Und drittens der Kultus, der dinglich die Gegenwart Gottes garantiert und der auch die Fantasie sich entfalten lässt.

Eine weitere Frage, zu der der Text von Franz Wieber hinführt, ist: Wie wurden die Sozialisten vom katholischen Volk wahrgenommen? Sie lässt sich ziemlich gesichert klären, und zwar mithilfe eines Kunstprodukts.

Im Oktober 1890, nach dem Fall des Sozialistengesetzes, wurde

in Köln von hervorragenden Laien und Geistlichen der „Volksverein für das katholische Deutschland" gegründet, in dem jeder Katholik mit dem Jahresbeitrag von 1 Mark Mitglied werden konnte. (1907 zählte man 1/2 Million Mitglieder.) Zweck des Vereins war „die Bekämpfung der Irrtümer und der Umsturzbestrebungen auf sozialem Gebiete, sowie die Verteidigung der christlichen Ordnung in der Gesellschaft". Unter den zu bekämpfenden Irrtümern wurde nicht nur die Sozialdemokratie verstanden, sondern auch der Liberalismus, der „geistige Träger des Kapitalismus", näher verstanden als „gemeinschaftszerstörender" Individualismus, Mammonismus und Materialismus; die Sozialdemokratie galt nur als der geistige Ableger des Liberalismus. Der Kampf gegen beide sollte in Form von Vorträgen, Druckschriften, Flugblättern usw. aufgenommen werden.[8] Das geschah auch, und zwar mit großem organisatorischem Geschick. Aber damit nicht genug. Aus der Überlegung heraus, „dass Erzählungen lieber gelesen werden als belehrende Erörterungen", wandte man sich an den Kölner Mundartschriftsteller *Wilhelm Koch*.[9] Aus dessen Feder erschien 1891 die Erzählung „*Opfer der Verführung*".

Das Gerüst der Handlung ist schnell erzählt. Franz Stein, Vorarbeiter in einer Waggonfabrik, macht die Bekanntschaft des sozialdemokratischen Schriftstellers und Agitators Otto Weber. Er möchte dessen Ideen und Vorstellungen näher kennenlernen. Weber führt ihn zunächst in ein billiges Kabarett und in ein Tanzlokal, um ihm den dort herrschenden Zeitgeist – offene Verhöhnung der Religion, Materialismus, Vergnügungssucht und Laster – zu zeigen. „Solche Tanzlokale, welche die Unschuld knicken, frühe Heiraten und deshalb arme, elende Familien oder noch Schlimmeres schaffen, sind das fruchtbare Saatfeld, wo soziales Elend, Familienruin, kurz, das Proletariat mit seinem endlosen Elende üppig gedeiht und wuchert ... Lasst sie nur tanzen und schäkern; lasst die Liberalen dem Volke nur wacker die Religion verhöhnen, dass es lieber den Tanzboden als die Kirche besucht – die Frucht fällt uns in den Schoß!" sagt Weber. Bald besucht Stein den Schriftsteller auch in dessen Wohnung. Hier lernt er eine Frau, Alwine, kennen, die mit Weber ohne Trauschein zusammenlebt. Anhängerin der Frauenemanzipation und Materialistin – genieße das Leben, mit dem Tode ist alles aus –, ist sie in allem das Gegenteil von Steins Frau Trina, einer frommen Katholikin, die jeden

Morgen die Messe besucht. Die Beziehung der beiden Männer hat Konsequenzen: In der Waggonfabrik wird eine neue Fabrikordnung erlassen, die Maßnahmen gegen die Verletzung von Religion, Sitte und Anstand und gegen Alkoholmissbrauch androht. Stein schürt den Unmut derjenigen, die von Bevormundung sprechen. Nach einer von ihm einberufenen Versammlung trägt er die Ablehnung der Fabrikordnung beim Direktor vor. Er wird entlassen, aber zu seiner Überraschung legt keiner der Kollegen die Arbeit nieder. Sie seien eben „noch nicht reif für die große Idee," sagt Weber, der während der Aktion im Hintergrund gestanden und Stein den Rücken gestärkt hat, und bietet einen Ausweg an: Stein soll Führer der Sozialdemokraten in der nahegelegenen Provinzhauptstadt werden. Dieser geht darauf ein. Die Folgen in der Familie sind einschneidend. Stein ist kaum noch zuhause und entfremdet sich von seiner Frau, die lange Zeit von der neuen Tätigkeit ihres Mannes überhaupt keine Ahnung hat; der Sohn Jakob besucht die Versammlungen der Sozialdemokraten und der Freidenker; die Tochter Jenny verkehrt immer häufiger mit Weber und Alwine, zuhause ist sie mürrisch und unbotmäßig. Nur Steins Frau hält an ihren religiösen Grundsätzen, ihrem einzigen Halt in der häuslichen Misere, fest. Stein verrennt sich immer mehr in der Agitation, und auch die Vorhaltungen eines Jugendfreundes, des Lehrers Berger, der ihm auseinandersetzt, eine Lösung der sozialen Frage sei nur auf dem Boden des Christentums möglich, vermögen ihn nicht von seinem Wege abzubringen. Es kommt zu einer großen Streikbewegung unter der Führung eines Arbeiterkomitees, an dessen Spitze Stein steht; im Hintergrund agiert wiederum Weber, der zur gleichen Zeit ein intimes Verhältnis zu Jenny anknüpft. Nach einigen Wochen ist die Streikkasse leer. Steins Frau, die von ihrem Mann nicht mehr ernährt werden kann, wird schwer krank. Ihr Zustand verschlimmert sich derart, dass Stein einen Abend bei ihr bleiben muss und sich in dieser Zeit nicht um die Streikbewegung kümmern kann. Zu seiner Überraschung erscheint, von einer Hausbewohnerin verständigt, eine Nonne, um die Kranke zu pflegen; auf seine schließliche Frage, ob sie wisse, dass sie bei einem Sozialdemokraten sei, erwidert sie, seine Gesinnung spiele hier keine Rolle, sie erfülle nur die Pflicht christlicher Nächstenliebe. Am nächsten Morgen stellt Stein zornig fest, dass Jenny

die ganze Nacht nicht bei ihrer kranken Mutter gewesen ist, und obendrein erfährt er, dass Weber ihn in seiner Abwesenheit vor den Arbeitern verraten und moralisch vernichtet hat: er hat die Streikbewegung abrupt für verloren erklärt, hat Stein alle Schuld an diesem Ausgang gegeben und sofort einen Beschluss zur Absetzung Steins herbeigefuhrt. Wutentbrannt eilt Stein in die Webersche Wohnung. Dort trifft er auf Alwine, die sich in derselben Verfassung befindet wie er: in der Nacht ist Weber mit Jenny durchgebrannt. „Opfer der Verführung", wie der Titel der Erzählung lautet, sind also einerseits die Arbeiter (Stein eingeschlossen), andererseits Jenny und letztlich auch Alwine als Frauen. Zuhause erklärt Stein einem Priester, den er am Krankenbett seiner Frau vorfindet, nun seien ihm endgültig die Augen über die Sozialdemokratie aufgegangen, er wolle sich mit der Kirche aussöhnen. Durch Fürsprache des Priesters beim Direktor der Waggonfabrik erhält Stein seine frühere Arbeitsstelle wieder. Der Sohn, den das Schicksal des Vaters ebenfalls von der Sozialdemokratie geheilt hat, kehrt ins elterliche Haus zurück. Schließlich trifft die Nachricht ein, dass Weber bei Arbeiterunruhen in F. von einschreitendem Militär erschossen worden ist. Nach einem Reuebrief Jennys söhnen sich die Steins mit ihrer Tochter aus.[10]

Eine solche in Auftrag gegebene Erzählung musste sich, um beim katholischen Leser anzukommen, vor allem beim sogenannten ‚einfachen' Leser, möglichst nah an der Realität halten. Gleichzeitig musste sie die Punkte treffen, die für sein Empfinden zentral waren. Das scheinen mir folgende Momente zu sein, wobei ich die Frage der subjektiven Ehrlichkeit des Autors dahingestellt sein lassen muss.

1. Die Arbeiter werden, so der Erzähler, von der Sozialdemokratie verführt, und deshalb gibt es auch nur scheinbare Solidarität, die im Ernstfall bald zusammenbricht. So wird wahrgenommen, dass die Arbeiter Objekt der Agitation sind und dass man gegen auf diesem Wege zustande gebrachte Aktionen misstrauisch sein muss.

2. Als Weber die Beziehung zu Jenny anknüpft, fragt sie ihn, ob er es „redlich mit den armen Leuten" meine. „Gewiss", antwortet er etwas gezwungen, „aber wenn ich auch in den Zeitungen und in Volksversammlungen ernste Worte an die Arbeiter richte, so bin ich doch selbst ein fröhlicher, lebenslustiger Mann ... Niemand kann alle die Menschen, die mit ihrem Lose unzufrieden sind und

ein besseres Dasein verlangen, glücklich machen; da sich jeder aber selbst der nächste ist, bin ich zufrieden, wenn ich selbst so leben kann, wie es mir passt, und im Übrigen mag die Welt ihren Gang gehen". Ein katholischer Meister der Waggonfabrik ist überzeugt: „Der Phrasenschwall von Volksbeglückung ist doch nur die Maske und der Deckmantel der nacktesten Selbstsucht".[11] (Hatte der Autor hier ein Bild Lassalles vor Augen?)[12] In einem katholischen Bergmannsverein bei Bochum (ich verlasse für einen Moment die Perspektive der Erzählung) hielt man Eitelkeit für das Motiv der Sozialisten.[13] So wird über den persönlichen Anteil des Agitators an dem, was er tut, spekuliert. Fragen kann man ihn ja nicht danach. Das Gesicht, das er in der Öffentlichkeit zeigt, verrät nichts über ihn selbst. „Parteimann" und „Mensch" – siehe Bebel – sind gespalten.

3. Die Sozialdemokraten gehen leichtfertig mit Menschenleben um. Als Stein sich zu Beginn seiner Bekanntschaft mit Weber gegen die Anwendung von Gewalt ausspricht, entgegnet dieser: „Nun, es fließt so viel Blut wegen des Hirngespinstes, das man das ‚europäische Gleichgewicht' nennt, und infolge von Herrsch- und Eroberungsgelüsten und diplomatischen Ränken, dass einige Tonnen Blut zum Besten der weißen Sklaven auch nicht in Betracht kommen".[14] So wird der oft stereotyp-gedankenlose Umgang mit dem Wort „Revolution" wahrgenommen.

4. Das Wohn- und Arbeitszimmer Webers wird so geschildert: ein altes verschossenes Sofa, davor ein Tisch mit Zigarren und einem Bierkrug, die Wände nicht tapeziert, in der Mitte des Zimmers „ein großes, zweisitziges Schreibpult, das über und über mit Zeitungen und Papieren bedeckt war; auch auf den Stühlen lagen Zeitungen und Schriftstücke. Außer einem Schranke, einem eisernen Ofen und einem kleinen Büchergestell enthielt das Zimmer nichts, was es wohnlich und anheimelnd gemacht hätte" (das genaue Gegenteil zu der Häuslichkeit, die Trina Stein herzurichten versteht). „Geisteswerkstatt", sagt Weber stolz.[15] Damit tut die Erzählung den sozialdemokratischen Parteiführern und Agitatoren sehr unrecht; solche Kopf- und Papierexistenzen gab es im Allgemeinen erst später, gehäuft in der KPD (und dann wieder später bei uns im SDS); Frau Bebel etwa pflegte genau jene Häuslichkeit wie Trina Stein. Aber man kennt eben den Parteiführer nur von seiner offiziellen Seite, und da

ist er weitgehend Kopf und Papier.

5. Da die Frau nichts von Politik versteht, führt die Politisierung des Mannes unweigerlich zur Entfremdung. Immer häufiger zieht der Mann das Wirtshaus dem Zusammensein mit seiner Frau vor. Das erinnert an Adolph Hoffmanns „Analyse" (2. Kapitel), mit der Umkehrung, dass nicht die unpolitische Frau, sondern der politisierende Mann angegriffen wird.

6. Das eigentliche Ziel der Sozialdemokraten ist die Auflösung der Ehe und die Einführung der „freien Liebe". Damit aber wird die Frau das willkürliche Opfer männlicher Begierde. Als Jenny zu Beginn ihrer Beziehung Weber fragt, wie er zu Alwine stehe, bemerkt er kühl, sie sei nur seine Haushälterin. Alwine hat, nachdem Weber sie verlassen hat, eine kümmerliche Existenz vor sich; in Berlin hofft sie sich durchzuschlagen. Ich weiß nicht, wie die Arbeiterfrauen damals auf das Gerede der Sozialdemokraten von der „freien Liebe" (mehr als Gerede war es in der Regel nicht) reagiert haben. Vielleicht haben sie zum Teil darüber die Achseln gezuckt, zum Teil es aber auch sehr ernstgenommen. Die zeitgenössische Frauenbewegung war der Meinung, dass unter den bestehenden patriarchalischen Verhältnissen die Institution der Ehe für die Frau ein Schutz sei.[16]

7. Wer steht am Krankenbett von Trina Stein? „Alle haben mich verlassen," murmelt der Mann, „mein armes Weib wäre vielleicht schon verhungert –, nur die barmherzige Schwester und der Priester nehmen sich unser an." [17] Man könnte darauf entgegnen, dass das auch nicht Sache der Organisationen war oder dass das Arbeitermilieu vermutlich besser war als die organisierte Bewegung. Immerhin aber hatte die frühe katholische Arbeiterbewegung Krankenbesuche im Programm.[18]

Abschließend sei festgestellt, dass die Erzählung von politischen Zusammenhängen vollständig abstrahiert. Über die Durchführung eines Streiks entwickelt sie ziemlich abenteuerliche Vorstellungen.

*

Die Vorurteile der Gegenseite sollen gleich anschließend vorgestellt werden. Klassisches Dokument dafür ist *Otto von Corvins „Pfaffenspiegel"*. Ein ungewöhnlich erfolgreiches und ein ungewöhnlich

verpöntes Buch; bis vor kurzem stand es auf dem Index der katholischen Kirche (das versteht sich), aber auch in der Sozialdemokratie sah man es, ganz im Gegensatz zur naturwissenschaftlich-materialistischen Literatur, nicht gerne in der Hand der Arbeiter. Der Grund dieser Ablehnung war freilich, wie noch gezeigt wird, ein ganz anderer als der, dass hier Vorurteile gegen Kirche und Religion geschürt würden. Dass die sozialistischen Arbeiter nicht zufällig zu diesem Buch griffen, zeigt bereits die Biografie des Autors.

Otto v. Corvin (1812-1886) war preußischer Offizier, nahm 1835 seinen Abschied und entwickelte sich zu einem bekannten liberalen Schriftsteller des Vormärz (u. a. verfasste er eine sechsbändige Geschichte des niederländischen Freiheitskrieges gegen die Spanier und eine „Illustrierte Weltgeschichte für das Volk"). 1848 war er Generalstabschef der „Republikanischen Legion", einer knapp 700 Mann starken Freischar, die nach der Februarrevolution von deutschen Emigranten in Paris (vor allem Gesellen und Arbeitern) unter Führung des Dichters Georg Herwegh und seiner Frau Emma gebildet wurde, von Paris nach Straßburg zog und über den Rhein setzte, jedoch zu spät kam, um noch erfolgreich in die deutsche Revolution eingreifen zu können, und nach langwierigem Rückzug an der Schweizer Grenze von württembergischen Truppen geschlagen wurde. 1849 nahm er am badischen Aufstand teil, war Oberst der Bürgerwehr in Mannheim, dann Chef des Generalstabs der republikanischen Truppen in Rastatt bis zur Übergabe der Festung. Vom preußischen Standgericht zum Tode verurteilt, wurde er auf Einspruch der badischen Regierung zu 10 Jahren Zuchthaus begnadigt, wovon er 6 Jahre in Bruchsal verbüßte. Nach seiner Freilassung fortgesetzt durch die preußische Polizei verfolgt, emigrierte er 1855 nach England; 1861 ging er als Zeitungskorrespondent in die USA; 1867 kehrte er, wiederum als Zeitungskorrespondent und geschützt durch die amerikanische Staatsbürgerschaft, nach Deutschland zurück.

Corvins „*Historische Denkmale des Christlichen Fanatismus*" erschienen 1845 in Leipzig, konzipiert zur Unterstützung der „deutschkatholischen Bewegung", einer religiösen Massenbewegung der damaligen Zeit. Sie war entstanden, als 1844 in Trier der ungenähte heilige Rock Christi nach längerer Unterbrechung wieder ausgestellt

wurde. Mehr als eine Million Wallfahrer bezeigten in sieben Wochen der Reliquie ihre Verehrung – ein Zeichen der Renaissance katholischer Volksfrömmigkeit. Die Veranstaltung rief nicht nur Proteste des Protestantismus und der Wissenschaft hervor, sondern wurde auch innerhalb des Katholizismus scharf abgelehnt. Der Geistliche Johannes Ronge veröffentlichte ein Sendschreiben gegen den Trierer Bischof Arnoldi, den er den „Tetzel des 19. Jahrhunderts" nannte. Die Antwort war Ronges Exkommunikation. Daraufhin rief Ronge zur Gründung einer deutschen Nationalkirche auf und hatte damit ein enormes Echo. Die „deutschkatholische Kirche" mit einer in Kernpunkten protestantischen Theologie und einer Verfassung, die weit demokratischer war als die der damaligen protestantischen Kirche, zählte auf dem Höhepunkt (1847) etwa 60.000 Mitglieder in 259 Gemeinden, davon etwa 60 % ehemalige Katholiken, 40 % ehemalige Protestanten. Die radikalere Richtung verband sich mit dem demokratischen Flügel der Revolutionsbewegung von 1848.

Corvins Buch hatte eine sehr bewegte Geschichte. Ermutigt durch das starke Echo, das er fand, ließ Corvin noch im selben Jahr (1845) einen Fortsetzungsband folgen („Die Geißler"). 1847 erschien eine Volksausgabe der „Historischen Denkmale" in 8 Heften. Ein geplanter dritter Band kam infolge der Revolution nicht mehr zustande. In der Reaktionszeit geriet das Buch anscheinend in Vergessenheit, bis es in der „Kulturkampf"-Stimmung der 60er-Jahre wieder aktuell wurde. Nach Corvins Rückkehr aus den USA nach Deutschland brachte ein Stuttgarter Verlag unter dem neuen Titel „*Pfaffenspiegel*" drei weitere Auflagen heraus (1868, 1869, 1870). Die 5. Auflage, die 1872 erschien, war bebildert und erregte damit die Aufmerksamkeit der Zensur; das Buch wurde beschlagnahmt und, sofern bereits im Handel, bei 50 Gulden Strafe verboten. Nach langem Hin und Her übernahm ein Verlag im thüringischen Kleinstaat Schwarzburg-Rudolstadt die Rechte. Als 1885 endlich die Neuauflage herauskam, wurde sie erneut beschlagnahmt. Es folgte ein langwieriger Prozess, dessen Ausgang Corvin nicht mehr erlebte; am 11. Juni 1886 wurde das Buch mit der Auflage freigegeben, dass besonders drastische Thesen und Redewendungen nachträglich eingeschwärzt werden mussten (beispielsweise im 1. Kapitel: „Den Pfaffen ist Jesus bald Gott, bald Mensch, wie sie es eben für ihren Hokuspokus brauchen",

Der Papst (d. i. die katholische Kirche) ist ein Feind des Evangeliums und in Folge davon ein Feind des bestehenden preußischen Staates (aller protestantischen Staaten).
Bismarck: Reden im Herrenhause, Sitzung vom 14. April 1875.

P. P.

Mit ungeahnter Wärme hat sich die ganze civilisirte Welt des im Verlage von **A. Bock** in **Rudolstadt** erschienenen Werkes:

Corvin, Pfaffenspiegel

Historische Denkmale des Fanatismus in der römisch-katholischen Kirche.

5. Auflage

in 10 Lieferungen à 30 Pfg. Charakteristisch gebunden M. 4.—

angenommen, welches in nunmehr

650,000 Exemplaren

verbreitet ist. Dieses hervorragende, werthvolle und von seinen Feinden viel gehaßte Buch, welches nur unverblümte, rein historische Thatsachen zur Charakteristik der römischen Kirche und der Pfaffen erzählt, verdient immer mehr weiteren, größeren Kreisen zugängig gemacht zu werden.

Das Werk erschien im Jahre 1845 zum ersten Male mit **königlich sächsischer Censur** zur Unterstützung der deutsch-katholischen Bewegung, wo es ungeheueres Aufsehen erregte. Eine Widerlegung hat dasselbe bei seinen Gegnern in keiner Weise finden können, gewiß die ausgezeichnetste Empfehlung für das Buch, welches die Presse auf's glänzendste recensirte. Dennoch wurde es beschlagnahmt. Otto von Corvin, der berühmte greise Kämpfer für Freiheit und Aufklärung, hat wohl das Erscheinen der 5. Auflage seines Pfaffenspiegels und die Beschlagnahme desselben, aber nicht den Ausgang des eingeleiteten Processes wider sein Werk erlebt, welcher damit endete, daß dasselbe unter Streichung einiger Stellen freigegeben wurde.

Diese 5. Auflage erscheint nunmehr mit freiem Geleit.

Gratis wird derselben das

Porträt des Verfassers
Otto von Corvin
mit vervielfältigter Namensunterschrift

auf besonders gutem Papier beigegeben.

Die lebendige, ungeschminkte und geistreiche Schreibweise des Obersten von Corvin verleiht neben der aufklärenden Tendenz dem Pfaffenspiegel ein ganz besonderes Interesse, der heute ebenso zeitgemäß als beim ersten Erscheinen und ein der weitesten Verbreitung würdigstes Buch ist. Der Pfaffenspiegel hat in vielen Kreisen alle Herzen mit Sturm erobert und so möge er denn in dieser neuen Auflage sich in allen Landen zu den zahlreichen alten, neue Freunde erwerben. Freunden der Wahrheit und des Lichts sei er gewidmet und empfohlen.

Inhalt.

Vorrede zu allen Auflagen.

Einleitung.	Die Statthalterei Gottes in Rom.
Wie die Pfaffen entstanden sind.	Sodom und Gomorrha.
Die lieben guten Heiligen.	Die Möncherei.
Die heilige Trödelbude.	Der Beichtstuhl.

464 Seiten stark.

Charakteristische Original-Einbanddecken in Leinwand, wie Umschlag und Titel à 60 Pfg.

im 2. Kapitel: „All diese Heiligen, einige Ausnahmen abgerechnet, waren durch diese Religion wahnsinnig gemachte Menschen und würden, wenn sie heutzutage lebten, in Narrenhäuser gesperrt werden"). In dieser Gestalt trat das Buch seinen Siegeszug an. Das Titelbild zeigt eine Uhr, die auf 3 Minuten vor 12 steht, davor einen Papst, der den großen Zeiger zurückzudrehen versucht; gewidmet

war das Buch mit einem ironischen Vierzeiler Papst Pius IX. (Die Erstfassung von 1845 war dem Trierer Bischof Arnoldi gewidmet gewesen.) Auch in der Folge wurde das Buch wiederholt verboten, zuletzt 1925. Die 43. Auflage wurde 1927 freigegeben. Zu diesem Zeitpunkt meldete der Verlag mehr als 1,5 Millionen verkaufte Exemplare. Dabei ist sicher, dass ein Exemplar im Durchschnitt

Vorrede zur vierten Auflage.

Die Nothwendigkeit einer vierten Auflage des „Pfaffenspiegel" in so kurzer Zeit ist der beste praktische Beweis, daß dies Buch den Zweck erfüllt, den ich mir vorsetzte, als ich es schrieb. Aus verschiedenen streng katholischen Ländern der Welt, wie Spanien, Italien, Südamerika, erhielt ich zustimmende und ermuthigende Briefe und hatte auch die Freude, ein eigenhändiges Schreiben von dem alten Helden Garibaldi zu empfangen, in welchem er sich freudig anerkennend über die Tendenz meines Buches ausspricht.

Der Gedanke der Verlagshandlung, eine wohlfeile Volksausgabe des Pfaffenspiegels zu veranstalten, ist ein sehr glücklicher und mit meinen Ansichten durchaus übereinstimmender. —

Für die gebildeten Klassen der Gesellschaft ist überall die Macht des Papstes, sofern sie ihren Glauben betrifft, ein todter Buchstabe; allein diese Macht hat noch immer eine fühlbare praktische Bedeutung, so lange das Fundament einigermaßen zusammenhält, auf dem sie erbaut wurde, das ist die Dummheit des Volkes, — oder um es milder auszudrücken, der „blinde Glaube" des Volkes an ihre Berechtigung.


[redacted]

Zwei Seiten des „Pfaffenspiegels" mit Zensurstellen

mehrere Leser fand. Die Einschwärzungen zahlreicher Textstellen und die wiederholte Beschlagnahmung des Buches erhöhten seine Volkstümlichkeit bedeutend.[19]

Bei den Arbeitern war der „Pfaffenspiegel" beliebter als Bebels Buch „Die Frau und der Sozialismus".[20] Ein Arbeiterbibliothekar schrieb

1912, fast in jeder Unterhaltung mit belesenen jungen Genossen über Religion spüre man die Wirkung dieses „Machwerks".[21]

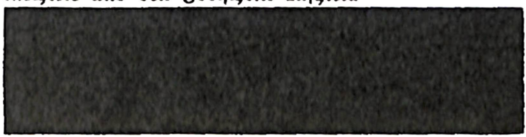
Ich referiere das Buch nach der endgültigen Gestalt, die Corvin ihm gab.[22] Die *Einleitung* gibt eine Theorie der historischen Entstehung von Religion. Sie wird auf einer ersten Stufe hergeleitet aus dem Bedürfnis des primitiven Menschen, sich Ursachen für

Vorrede. XXI


[redacted]

Die alten Heiden pflegten zu sagen: „Wen die Götter verderben wollen, schlagen sie zuerst mit Blindheit." Es scheint in der That, als ob eine höhere Macht die geistigen Augen des gegenwärtigen Papstes geblendet und ihn unfähig gemacht hätte zu sehen, was das gegenwärtige Zeitalter erfordert.

Jesuiten, die nichts weniger als blind für ihre speciellen Interessen sind und im Trüben zu fischen hoffen, umgarnen den altersschwachen Mann, nähren seine krankhafte Neigung zu mystischer Schwärmerei und zugleich seinen geistlichen Hochmuth, und veranlassen ihn dem in Rom versammelten Concil Beschlüsse aufzuzwingen, gegen welche sich der gesunde Menschenverstand und praktische Sinn der würdigsten Bischöfe empört, und welche, wenn sie zur Ausführung kommen sollten, die geistliche Macht unfehlbar stürzen müssen, welche länger als ein Jahrtausend den Geist der Menschen knechtete und den Fortschritt aufhielt.


[redacted]

London, im Februar 1870.

Corvin.

unverstandene Naturphänomene vorzustellen, auf einer zweiten Stufe aus Täuschung und Betrug der zur Verwaltung von Religion entstandenen Priesterkaste. Vernunft, Wissenschaft und Aufklärung sind die Feinde von Religion; sie müssen gegen die verdummenden religiösen und weltlichen Autoritäten befördert

werden. Ziel des Buches ist der Nachweis, „dass das ganze Gebäude der Kirche auf einem Fundament von greifbaren Lügen erbaut wurde ..., dass die größte Zahl der Päpste und ihrer Priester bewusste Betrüger waren, welche nicht entfernt das Wohl des Menschen, sondern einzig und allein ihren eigenen Vortheil im Auge hatten und zur Erreichung dieses nichtswürdigen Zweckes die allernichtswürdigsten Mittel anwendeten". Corvin rühmt sich, aus Werken zu schöpfen, die von der römisch-katholischen Kirche selbst anerkannt und veröffentlicht worden sind (Heilige, Kirchenlehrer usw.). –

1. Kapitel: „Wie die Pfaffen entstanden sind". Der Glaube, den Jesus erzeugen will, verheißt den Armen und Unterdrückten Heil und verletzt die Interessen der herrschenden Klasse. Er wählt sich als Jünger zwölf schlichte ungebildete Leute aus dem Volk. Zwei Momente, auf die die römische Kirche allergrößten Wert legt, werden näher untersucht: die angebliche Göttlichkeit Jesu und die von ihm verrichteten Wunder. Die Wunder beruhten auf wissenschaftlichen Kenntnissen, die selbst den Gebildetsten unter den Juden verborgen waren und die Jesus in seiner Jugend in Ägypten erworben hatte. Moses und die Propheten hatten ähnliche Wunder verrichtet, und alle hatten ihre Kenntnisse aus Ägypten. Die Bezeichnung Jesu als Gottes Sohn ist eine zeittypische Ausdrucksweise, fast alle seine ersten Anhänger hielten Jesus für einen bloßen Menschen. In diesem Sinne, mit seinen menschlich-idealen Zügen, können wir ihn heute noch als Vorbild nehmen. Schon bald nach der Zeit der Apostel verfielen die Christen in religiöse Schwärmerei, indem sie die allgemeinen Bürgerpflichten (Kriegsdienst, Annahme öffentlicher Ämter, Ehrenbezeugungen gegenüber den Kaisern) verweigerten. Die römischen Kaiser reagierten in vollem Recht mit harten Verfolgungen, und daraufhin kam es zur ersten Form von Fanatismus in der Geschichte des Christentums: die Verfolgten suchten geradezu den Märtyrertod. Parallel dazu vollzog sich in der Verfassung der Christengemeinden eine verhängnisvolle Entwicklung. Die ersten Gemeinden waren vollkommene Republiken von Gleichen gewesen, ihre Versammlungen hatten aus Belehrung, Erbauung, einem Liebesmahl und einer Sammlung für die Armen bestanden. Schon im 2. Jh. entwickelte sich jedoch das Amt des Bischofs. Ursprünglich lediglich die Vorsitzenden im Kreis der Gemeindeältesten, maßten

Confiscirt gewesen!

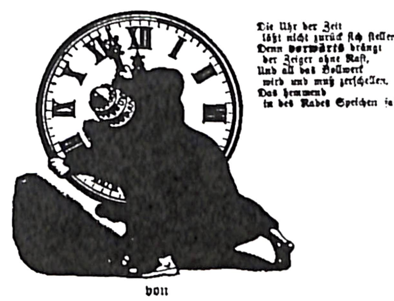
Laut Urtheil des Landgerichts Rudolstadt vom 11. Juni 1886 ein für allemal freigegeben!

Pfaffenspiegel.

Historische Denkmale

des

Fanatismus in der römisch-katholischen Kirche



von

Corvin,

dem Verfasser der „Geißler", „Goldenen Legende", „Erinnerungen aus meinem Leben" :c.

sich die Bischöfe bald einen höheren Rang an und bereits im 3. Jh. behaupteten sie, sie seien nicht von der Gemeinde, sondern von Gott selbst eingesetzt. Damit war der Begriff des Laien geschaffen. Dann setzten die Bischöfe durch, dass die allgemeinen Kirchenversammlungen (Synoden) nur noch von ihnen beschickt wurden, und verbanden das mit der Behauptung, durch die Beschlüsse der Synoden spräche der heilige Geist. Die Erhebung des Christentums zur Staatsreligion durch Kaiser Konstantin bedeutete zwar einen vorübergehenden Machtverlust der Bischöfe, indem der Kaiser viele ihrer angemaßten Rechte jetzt für sich beanspruchte, auf die Dauer aber eine Stärkung ihrer Position: sie hatten teil an der kaiserlichen Macht, und sie kamen zu Reichtum, wie es ihn bisher in der Geschichte des Christentums nicht gegeben hatte. Vor allem das konstantinische Gesetz, das die Geistlichkeit zur Annahme von testamentarischen Schenkungen berechtigte, führte zur systematischen

Erbschleicherei; „die niedrigsten und verächtlichsten Mittel wurden angewandt, um die bereits in Aberglauben aller Art versunkenen Christen zu reichen Schenkungen zu bewegen, und bereits nach zehn Jahren wagte Niemand mehr zu sterben, ohne der Geistlichkeit ein Legat zu vermachen". Ein Bischof bekam den Beinamen „Ohrenkrabbler der Damen". – *2. Kapitel: „Die lieben, guten Heiligen"*. Das Streben nach besonderer Heiligkeit war die Folge einer doppelten Annahme: dass die Erde ein Jammertal und dass der Sexualtrieb sündig sei. Das führte zu allen möglichen, insbesondere sexuellen Verirrungen. Nachdem Corvin die Geschichte von den Heiligen der ersten Jahrhunderte („Wüstennarren") bis zu den Bettelorden durchgegangen ist, kommt er zu folgendem Schluss: „So lange jeder Mensch Gott gleich nahe zu stehen glaubte, musste der Heiligendienst als Unsinn betrachtet werden; als jedoch die Pfaffen sich als Makler zwischen Gott und den übrigen Menschen hinstellten, war der Schritt zu dem unsinnigen Glauben nicht weit, dass die Heiligen im Himmel gleichsam wie Minister und Kammerherren den Hofstaat Gottes bildeten und dass, wer bei Seiner himmlischen Majestät etwas durchsetzen wollte, nur diese durch Gebete und Opfer zu bestechen brauchte. Ärger konnten die Pfaffen die christliche Religion nicht verhöhnen als durch diesen Heiligendienst, der dadurch noch unwürdiger wird ..., dass viele dieser Heiligen ... die verworfensten, lasterhaftesten Menschen, ja geradezu Schufte waren. Selbst die besten waren nicht ganz richtig im Kopf und entweder Schwärmer oder Wahnsinnige". – *3. Kapitel: „Die heilige Trödelbude"*. Mit diesem Bild fasst Corvin ironisch die Reliquienverehrung und den Ablasshandel. „Geld ist Macht", das wisse niemand besser als die römische Kirche, und so beute sie schamlos den Aberglauben der Menschen aus. Über den unmittelbaren Anlass seines Buches, die Trierer Wallfahrt zum Heiligen Rock 1844, schreibt Corvin: „Im Jahr 1496 strömten 142.000 Andächtige nach Aachen, um die heiligen Lumpen zu sehen, und die Ernte war vortrefflich. 1818, als die Reliquien nach langer Pause wieder einmal vierzehn Tage lang gezeigt wurden, fanden sich nur 40.000 Wallfahrer ein. Die Reformation, die Revolution, und die verdammte Aufklärung hatten ein großes Loch in den Glauben gerissen! Seitdem ist aber viel an diesem Loch geflickt worden, und dieser geflickte Glaube zeigte sich fast stärker, als selbst im dun-

kelsten Mittelalter, Dank der von den Regierungen beliebten Maßregel, die Schulen unter der Kontrole der Pfaffen zu lassen. Mit Erstaunen erlebten wir es, dass noch im Jahre 1844 eine Million Wallfahrer nach Trier zogen, um hier einen alten Kittel zu küssen, der für den Leibrock Jesu ausgegeben wird, um welchen die Soldaten neben dem Kreuze würfelten ... Eine Million Wallfahrer, jeder taxiert zu fünf Silberlingen, macht 166.666 Thaler preußisch Courant oder 300.000 Gulden". – *4. Kapitel: „Die Statthalterei Gottes in Rom"*. Mit konsequenter Unverschämtheit und mit allen Mitteln bis hin zur Fälschung von Dokumenten haben die Bischöfe von Rom den Anspruch durchgesetzt, Stellvertreter Gottes auf Erden zu sein, der „Vice-Gott", wie Corvin sich ausdrückt. Die Geschichte der Päpste ist eine Geschichte von Herrschsucht und Geldgier, von Lüge und Betrug, von Diebstahl und Raub, von Ketzer- und Hexenverfolgungen, von Folter und Mord, und nicht zuletzt von Ehebruch und Prostitution, sexuellen Ausschweifungen und Perversionen. Für die Höhepunkte des Verfalls (10. Jahrhundert und Renaissance) zitiert Corvin zum Beweis katholische Kirchenschriftsteller. – *5. Kapitel: „Sodom und Gomorrha"*. Die Geschichte des Zölibats und seiner Folgen (Frauenverachtung, Selbstquälerei, Geilheit usw.) leitet Corvin folgendermaßen ein: „Die schaffende und erhaltende Kraft oder Macht, die wir Gott nennen, hat allen lebenden Geschöpfen den Geschlechtstrieb gegeben. Sie machte ihn zu dem mächtigsten Triebe, weil sie damit die Fortpflanzung verband ... ja sie stellte es nicht in den freien Willen, dem Geschlechtstriebe zu folgen, sondern zwang dazu, ihm zu folgen, indem sie die unnatürliche Unterdrückung desselben empfindlich strafte. Der gewaltsam unterdrückte Geschlechtstrieb macht Tiere toll und Menschen zu Narren". Die politische Folge des Zölibats ist die Isolation des Klerus gegenüber den übrigen Menschen und dem Staat. „Der alte Vice-Gott in Rom ist ihm Familie und Vaterland. Ein echt römisch-katholischer Geistlicher kann gar kein guter Patriot oder Staatsbürger sein". – *6. Kapitel: „Die Möncherei"*. Auch die Geschichte der Klöster und Orden bietet zahllose Beispiele von Habgier, Betrug, Lastern und Ausschweifungen. Das alles wird durch den Nutzen, den die Mönche der Menschheit brachten – in Wissenschaft und Kunst, hie und da auch bei der Mission –, bei Weitem nicht aufgewogen. Die Abschließung von der

Welt, der Zölibat und die bedingungslose Klosterdisziplin führen zu seelischen Verkrüppelungen und sexuellen Verirrungen. Besonders schlimm sind die Folgen, wenn Mönchen und Nonnen die Erziehung junger Menschen anvertraut wird. – *7. Kapitel: „Der Beichtstuhl"*. Mit der Ohrenbeichte verfolgen die Priester einen doppelten Zweck: bei den Mächtigen die Auskundschaftung auch der geheimsten Pläne und bei den Frauen sexuelle Verführung. In beidem haben sich die Jesuiten als Meister erwiesen. Zum Schluss versichert Corvin seine Überzeugung, dass das Verhalten des römisch-katholischen Klerus im wesentlichen noch immer dasselbe sei, wie er es mit so vielen historischen Beispielen geschildert habe.

Warum lehnte die Sozialdemokratie den „Pfaffenspiegel" ab? Nicht etwa deshalb, weil er Vorurteile schüre.

Wilhelm Liebknecht beispielsweise vertrat fast dieselben Ansichten über das „Pfaffentum" wie Corvin.[23] Unwissenschaftlich und pornografisch, so lautete vielmehr das Urteil. Man überlegte, wie man das Buch den Arbeitern abgewöhnen könne, und empfahl an seiner Stelle marxistische Herleitungen der Religion aus den historisch-gesellschaftlichen Verhältnissen (z. B. Anton Pannekoek, „Religion und Sozialismus").[24] Das sagt viel über die Sozialdemokratie.

Unwissenschaftlich? (Ein Urteil übrigens, das heute noch wiederholt wird.)[25] Nun, der „Pfaffenspiegel" fußt auf einer Tradition antiklerikaler Literatur, die fast so alt ist wie die Kirche selbst, und seine historischen Darlegungen sind, sieht man einmal von den eingestreuten Anekdoten ab, gut fundiert. Auch der Pamphletcharakter des Buches hat Tradition und ist dem Gegenstand durchaus angemessen. Der Fehler des Buches liegt nicht in seiner mangelnden Wissenschaftlichkeit, sondern in seiner Tendenz zu unzulässigen Verallgemeinerungen, vor allem aber darin, dass es glaubt, von institutionellen Elementen wie Zölibat, Papsttum usw. her die katholische Religiosität fassen zu können. (Den Protestantismus hielt Corvin übrigens, wie er wiederholt andeutet, für ähnlich verderbt. Aber zentral zielte er, unter Systematisierung gängiger Vorurteile, gegen den Katholizismus.) Das Fehlurteil wird besonders krass bei Corvins Würdigung der Ohrenbeichte. Aber die Marxisten erfassten die christliche Religion auch nicht besser.

Genüßliche Ausbreitung von „Schmutz" und „Schweinereien"? Ein

höchst zeitbedingtes Urteil! Vergleicht man den „Pfaffenspiegel" mit der literarischen und wissenschaftlichen Tradition, die Corvin vorlag, so wird man finden, dass er sehr wenig Genuss aus seinem Stoff zieht, weit weniger als frühere Zeiten (ein besonders berühmtes Gegenbeispiel: Boccaccios „Decamerone"). Ein bürgerlicher Mann des 19. Jahrhunderts hat den Stoff neu bearbeitet, der eine hohe Barriere moralischer Entrüstung vor der Lust am Stoff errichtet und wiederholt gegen den religiösen Wahnsinn das Irrenhaus empfiehlt. Aber die Sozialdemokratie war offenbar noch moralischer. Und hier lag vermutlich ein Grund dafür, warum die Arbeiter immer wieder den „Pfaffenspiegel" verlangten und seine Anschaffung in den Arbeiterbibliotheken durchsetzten: die Moral der Partei war ihnen zu langweilig.

Natürlich war das nicht der einzige Grund, und es ist nicht schwer zu erkennen, warum die Arbeiter gerade bei der Kritik des Klerus die Maßstäbe der Partei missachteten. In der Schule, beim Militär und – soweit ihre Eltern nicht aus der Kirche ausgetreten waren – im Kommunion- und Konfirmandenunterricht wurden sie gegen ihren Willen mit Religion und Kirche konfrontiert und gegen ihre Überzeugung zu religiösen Handlungen gezwungen. Die staatstreue und unternehmerfreundliche Gesinnung des Durchschnittsgeistlichen beleidigte sie, die Rolle des Klerus im Militär, das Segnen der Waffen, „mit Gott für König und Vaterland", oder wenn die Kirche von Gott als dem „himmlischen Arbeitgeber" sprach (so geschehen in der Thyssen-Stadt Hamborn).[26] Und nicht zuletzt ging ihnen das salbungsvolle weiche Reden gegen den Strich, das in scharfem Kontrast zur Härte des Arbeiterdaseins stand. Unübertrefflich scharf kam dieser Kontrast zum Ausdruck, wenn Arbeiter den Pfarrer „die Ölkanne" nannten.[27]

Freilich konnte ein Arbeiter, der aus solchen Erfahrungen heraus zum „Pfaffenspiegel" griff, diese Erfahrungen nur auf eine sehr oberflächliche Art und Weise verarbeiten. Und er vertiefte, wenn er sich die Grundthesen des Buches zu eigen machte, seine Trennung von den religiösen Kollegen. Arbeiter, die noch mit religiösen Fragen rangen, machten die Erfahrung, dass die „Pfaffenfresserei" ihnen nicht weiterhalf,[28] und Nikolaus Osterroth berichtet, dass in der Übergangsphase, als er nach seinem Parteibeitritt noch an seinen religiösen Überzeugungen festhielt, antiklerikale Polemik ihn abge-

stoßen und verletzt habe.[29] Wieviel mehr gilt das – ich erinnere an Franz Wieber – für die Arbeiter, die die christlichen Gewerkschaften aufbauten! Abgestoßen fühlen mussten sich auch die Frauen, und zwar auch dann, wenn sie nicht mehr religiös waren. Der „Pfaffenspiegel" ist das Produkt eines Mannes; wie ein roter Faden zieht sich das Urteil hindurch, Frauen seien sexuell leichter erregbar als Männer, neigten zur Hysterie und würden damit vorrangig Opfer der Pfaffen und des religiösen Wahnsinns. So waren es ganz überwiegend Männer, die den „Pfaffenspiegel" lasen. Am fragwürdigsten aber war es – und man darf annehmen, dass das nicht selten der Fall war –, wenn ein Arbeiter den „Pfaffenspiegel" las und gleichzeitig es gleichgültig hinnahm, wenn seine Frau religiös blieb.

*

So lagen zwei Welten fremd und beziehungslos nebeneinander: die Welt des Christentums und die Welt des Sozialismus, mit zahlreichen Vorurteilen beiderseits, die man im eigenen Lager immer wieder bestätigte, und nur seltenen selbstkritischen Fragen, ob es vielleicht einen wahren Kern darin geben könnte. Eine produktive Beziehung wie im heutigen Lateinamerika war damit ausgeschlossen.

Ein in London lebender deutscher Schriftsteller schrieb 1893:

> „Für einen Geschichtsschreiber der Zukunft wird unter den vielen Räthseln, welche die sozialistische Bewegung unserer Tage ihm sicher aufgeben wird, vielleicht nicht das geringste ihre antagonistische Haltung gegen alles, was Christenthum heißt, sein. Ist diese Feindschaft, mag er sich fragen, nicht seltsam bei einer Partei, die ebenso wie das Christenthum sich in erster Linie an die Mühseligen und Beladenen wendet, und den Reichen und Mächtigen flucht, die gleich jenem Brüderlichkeit und Gleichheit mit feurigen Zungen predigt und auf sie ihre sittlichen Forderungen gründet, und die wiederum, wie jenes, ihre beste Kraft aus einem beweislosen, aber unerschütterlichen Glauben an das Kommen eines Himmelreichs saugt? Sollte man nicht vielmehr erwarten, dass eine solche Partei gerade wieder mit aller Macht eine Predigt und eine Ethik in den Vordergrund drängte, die ihren Zielen so günstig ist und mit ihren

Idealen so viel gemeinsam hat? Wir, die wir heute leben, verstehen den antichristlichen Charakter des Sozialismus leicht. Das Christenthum, das er vorfindet, tritt ihm entgegen verkörpert in einer Staatskirche, als eine der mächtigsten Stützen des Bestehenden, als eines der stärksten Hindernisse für das Kommen seines Reiches. So wenigstens stellt sich ihm die Sache dar; daher sein Hass, daher sein Bestreben, diesem Bollwerk die Wurzeln in den Herzen der Menschen abzugraben, daher seine fanatische Verehrung der Wissenschaft, die er hauptsächlich als die große Auflöserin bestehender Einrichtungen und Glaubensanschauungen hochschätzt. Es ist übrigens interessant zu sehen, dass da, wo das Christenthum im Volk noch nicht todt ist, wo, wie in England, ein blühendes demokratisches Sectenleben dasselbe im Gegensatz zur Staatskirche vor Versteinerung bewahrt, die Haltung des Sozialismus eine ganz andere ist. Keiner der revolutionären englischen Sozialisten, ein Burns, ein Keir Hardie, ein Hyndman hat seinen Zusammenhang mit dem Christenthum aufgelöst.“ [30]

*

Für die Weimarer Republik hatte die unversöhnliche Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung in eine sozialistische und eine christliche Richtung schwerwiegende Folgen. Die katholische Arbeiterbewegung blieb fest in das konservative Lager eingebunden. Das belastete die Entstehungsphase der Republik, später machte es wiederholt fragwürdige Koalitionskompromisse notwendig und zuletzt erleichterte es den Sieg des Faschismus. Außerdem vermute ich, dass bei dem beziehungslosen Nebeneinander von Sozialismus und Christentum die emanzipativen Kräfte auf beiden Seiten es schwerer hatten und die autoritären Strukturen beiderseits unangefochten überleben konnten.

Sicher scheint mir, dass sich eine neue Erklärung für die eigentümliche Geografie der Sozialdemokratie ergibt. Hochburgen wie Sachsen, Thüringen, Berlin, Hamburg und Bremen standen Regionen gegenüber, in denen die Sozialdemokratie nur marginal Fuß fassen konnte. Zusammengefasst sind das die ländlichen, die katholischen und die pietistischen Regionen Deutschlands. Der Grad

der Industrialisierung kann diese Geografie offenbar nicht erklären, wie etwa der katholische linke Niederrhein oder das pietistische Siegerland (das seit den 80er-Jahren zur Hochburg der Antisemiten wurde) zeigen. Es handelt sich vielmehr um Regionen, in denen die Religion noch eine das Leben bestimmende Kraft war. Man muss zur Kirchengeschichte greifen, um die Lage zu verstehen.

Die Aufklärung des 18. Jh. hatte die beiden christlichen Konfessionen in unterschiedlichem Maße erfasst. Im Katholizismus führte sie zu einer Reform, im Protestantismus zu einer Aushöhlung der Substanz. Das lag zunächst daran, dass sich in der katholischen Kirche ein wesentlich kleinerer Teil des Klerus dem Geist der Aufklärung öffnete und dass die Reformer überdies bei ihren Bemühungen auf den Widerstand des Kirchenvolkes stießen. Vor allem aber waren Ausgangspunkt und Ziele der Reformer verschieden, wie sich besonders am Kultus zeigt. Den katholischen Reformern ging es um die Reinigung des Kultus von den Auswüchsen barocker Frömmigkeit, die Reduktion der Feiertage, die Einschränkung von Prozessionen und Wallfahrten, die Einführung deutscher Bibeln und Gesangbücher. Ferner richtete sich ihre Kritik gegen das Rituale Romanum, mit seinen Formeln für Benediktionen, Exorzismen usw., als wichtigste Quelle volkstümlichen Aberglaubens. In der protestantischen Kirche wurde der Gottesdienst, auf den die Reformation den Kultus konzentriert hatte, im Wesentlichen auf Predigt und Lied reduziert. Die Bibeltexte, seit der Reformation Grundlage der Predigt, wurden der historischen Kritik unterworfen. Ziel der Predigt war die Volksbelehrung zum Zweck der moralischen Besserung; Gott verflüchtigte sich zum weisen Weltenlenker, der seine milde Vorsehung walten lässt. Besonders aufschlussreich war die Reform der Gesangbücher. In den neuen Gesangbüchern der katholischen Kirche wurden die Heiligenlieder stark reduziert, mit Ausnahme der Marienlieder; stattdessen traten moralisierende Lieder zu Sitte und Hausstand in den Vordergrund. Aber Strophen wie die folgenden, die man jetzt in evangelischen Gottesdiensten sang, fehlten:[31]

„Genieße, was dir Gott beschieden,
entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,

ein jeder Stand hat seine Last."

„Mag immerhin im Müßiggang
der Tor auf Erden leben,
von mir sei's fern, mich je dem Hang
zum Nichtstun zu ergeben."

„Ich bin ja nicht in dieser Welt,
um stets nur zu genießen,
ich soll auch das, was Gott gefällt,
zu wirken mich entschließen."

„Gott schuf in aller Menschen Brust
die Neigung zu der Sinneslust,
gönnt uns der Erde Freuden,
will dann nur, wenn sie strafbar sind,
dass wir sie sorgsam meiden."

Arbeitsamkeit, Moralität, kluger Lebensgenuss, Mäßigkeit und Selbstbescheidung: das war die Tugendlehre des Bürgertums. Den unteren Klassen hatte eine solche Kirche bald nichts mehr zu sagen. Aber auch dem Bürgertum nicht: warum sollte man im Gottesdienst suchen und ausdrücken, was man auch anderswo fand? Der Besuch von Gottesdienst und Abendmahl ging rapide zurück.

Das hing auch damit zusammen, dass die Pfarrer sich immer mehr auf die Volksbelehrung (in erster Linie in der Predigt) konzentrierten und kaum noch seelsorgerisch tätig waren. Das hatte im katholischen Klerus keine Parallele. Im weiteren Fortgang der Geschichte hatte die katholische Kirche sogar noch Glück im Unglück: Als 1803 der Reichsdeputationshauptschluss die geistlichen Fürstentümer aufhob und das Kirchengut säkularisierte, wurde der Klerus von weltlichen Herrschafts- und Verwaltungsfunktionen befreit. Nach der Neuordnung von 1815 (Wiener Kongress) wurde bei der Ernennung von Bischöfen nicht mehr auf Welterfahrung und politisch-diplomatische Fähigkeiten, sondern auf geistliche Gesinnung geachtet.

Neben der Aufklärungszeit ist für unseren Zusammenhang noch eine zweite Periode wichtig: das frühe 19. Jahrhundert. Nach den

Befreiungskriegen erlebten beide Konfessionen Erneuerungsbewegungen, wiederum jedoch mit ganz unterschiedlicher Reichweite. Im Protestantismus wurde ein Teil der „Gebildeten" aus Bürgertum und Adel für die Kirche zurückgewonnen (vor allem das Verdienst Schleiermachers), und in einigen Regionen – u. a. am Niederrhein, in Minden-Ravensberg und dem Siegerland – kam es zu einer „Erweckungsbewegung", nicht zuletzt unter den kleinen Leuten, was teils zu einer Neubelebung der Kirche, teils zur Bildung von frommen Zirkeln führte. Die Erneuerungsbewegung in der katholischen Kirche dagegen war weder sozial noch regional begrenzt. Eine neue Glaubenshaltung verbreitete sich, die den Indifferentismus und Liberalismus in den eigenen Reihen bekämpfte und die Unterordnung der Kirche unter staatliche Interessen kritisierte. Die Volksfrömmigkeit nahm einen großen Aufschwung; die Trierer Wallfahrt, von der bei Corvin die Rede war, ist nur ein Beispiel.[32]

Als die Industrialisierung einsetzte, wurden die Ängste, die mit diesem beispiellosen Umwälzungsprozess verbunden waren, nicht zuletzt mit Hilfe der Religion bewältigt – vorausgesetzt, die Religion war für die Menschen, die die Industrialisierung erlitten, noch eine lebendige Macht. Vor allem die katholische Ausprägung der christlichen Religion, mit ihrer kollektiven und die Entfaltung von Fantasie anregenden Praxis (Messe, Prozessionen, differenzierte Formen von Frömmigkeit), vor allem aber mit ihren stützenden Momenten (Beichte, Caritas) bedeutete eine große Lebenshilfe. Die evangelische Kirche, die schon von Haus aus in dieser Richtung weniger anbot, hatte in den städtischen Zentren (von wo die Aufklärung ausgegangen war) die unteren Klassen bereits im Wesentlichen verloren. Nur noch in den rein ländlichen und in den pietistischen Regionen war die Religion eine das Leben bestimmende und helfende Kraft.

Und damit war die Bedingung für die politische Geografie der Sozialdemokratie gegeben. Ihre Hochburgen waren die Zentren des säkularisierten Protestantismus. Zu betonen ist: Im Verlauf der Kirchengeschichte lag die Bedingung, nicht die notwendig zwingende Ursache. Der entscheidende Anteil lag auf seiten der Arbeiterbewegung selbst. Erst als der Sozialismus als Wissenschaft und gesetzmäßiger Fortschritt definiert wurde, verlor er seine Anziehungskraft für die Arbeiter mit noch lebendiger christlicher Religiosität.

Krise und Ansätze zu neuem Aufbruch: Tod des Fortschrittsglaubens im Ersten Weltkrieg Das Experiment der „Freien Volkshochschule" in Remscheid

Schon vor dem Ersten Weltkrieg gibt es leise Veränderungen. In den Ausleihstatistiken der Arbeiterbibliotheken taucht auf den vorderen Plätzen der Sparte „Naturwissenschaften" seit etwa 1905 ein neuer Autor auf, der in deutlichem Gegensatz zur kalten Wissenschaft mit scharf antireligiöser Zuspitzung à la Ludwig Büchner steht: Wilhelm Bölsche.[1] Der heute vergessene Schriftsteller lebte nach dem Studium der Philosophie und Kunstgeschichte in Berlin, dann in Friedrichshagen, seit 1918 in Oberschreiberhau im Riesengebirge (Flucht vor der Weltstadt in die Natur). In den 1880er-Jahren gehörte er zu den theoretischen Begründern des Naturalismus (mit Gerhart und Carl Hauptmann blieb er lebenslang befreundet) und stand zugleich der Opposition der „Jungen" in der SPD nahe; er war Mitgründer der „Freien Volksbühne" und hielt in Arbeiterbildungsvereinen Vorträge. Schließlich fand er sein eigentliches Thema: allgemeinverständliche Naturwissenschaft.

Unter seinen Büchern, die massenhaft den Weg in die Hand von Arbeitern fanden, ist zunächst das dreibändige Werk zu nennen „Das Liebesleben in der Natur. Eine Entwickelungsgeschichte der Liebe" (zuerst 1898-1902, mehrere Auflagen). Der große Umfang des Buches ist durch den weitschweifigen Stil Bölsches bedingt, aber auch durch das umfassende Programm, das er sich gesteckt hat: er will nicht einfach Evolution der Natur bis hin zum Menschen vorführen, sondern er stellt den Menschen in den Mittelpunkt, um ihm anhand der Evolution ein Gefühl dafür zu vermitteln, wieviel reicher er wird, wenn er die vielen Bezüge zu anderen Arten, zur Natur überhaupt entdeckt und sie akzeptiert. Beim Thema des Buches – Sexualität, weibliche Fruchtbarkeit, Zeugung usw. – sind dabei zahlreiche Tabus des 19. Jahrhunderts zu überwinden, und es ist

auffällig, wie Bölsche damit umgeht: nicht mit der Geste des kühlen wissenschaftlichen Aufklärers, sondern behutsam, warmherzig und keinen Umweg scheuend, um dem Leser einen Abbau seiner Sperren zu erleichtern. Er hat allerdings auch einen betulichen Ton, der uns heute unerträglich ist und der zeigt, dass Bölsche auch gegen die eigenen Tabuschranken anschreibt.

Ein zweites Buch Bölsches wurde zu einem noch größeren Erfolg: diesmal ein schmales Bändchen mit dem Titel: *„Die Abstammung des Menschen"* (zuerst 1904, 17. Auflage 1930, Gesamtauflage 126.000 Exemplare). Geschrieben war es als Auftragsarbeit eines vor Kurzem gegründeten Vereins, der ein großes Echo auch in der Arbeiterschaft hatte: *„Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde"* mit Sitz in Stuttgart, die sich zum Ziel gesetzt hatte, „die Kenntnis der Naturwissenschaften und damit die Freude an der Natur und das Verständnis ihrer Erscheinungen in den weitesten Kreisen unseres Volkes (zu) verbreiten". Zu diesem Zweck gab sie eine Monatszeitschrift („Kosmos, Handweiser für Naturfreunde") und daneben in unregelmäßiger Folge einzelne Bändchen heraus, die „im guten Sinne gemeinverständlich" sein sollten.[2] Die erste Nummer dieser Reihe war Bölsches „Abstammung des Menschen".[3]

Bölsche verfolgt die Evolution nicht in der herkömmlichen Manier von den einfachen Arten bis zum Menschen, sondern in wohlüberlegter Absicht vom Menschen ausgehend „rückwärts". Noch charakteristischer vielleicht ist der Einstieg, den er für sein Thema nimmt. Er schildert, was er aus dem Fenster seines Arbeitszimmers sieht: eine Wiese, einen Wall grauer Granitsteine, einen Fichtenwald, einen Gebirgskamm, darüber den blauen Himmel. „Jetzt höre ich ferne Stimmen. Menschen gehen auf dem Pfade hinter den grauen Blöcken vorbei. Fremde Menschen. Ich sehe sie nicht. Wie vielerlei kann sich hinter einer solchen fernher hallenden Stimme verbergen – Gutes und Schlechtes! Wieviel unendlich Verschiedenes umfasst das Wörtlein Mensch, wieviel Edles und Hohes – und wieviel Roheit! Und doch denke ich ... an die einfache Lehre des Evangeliums, dass jeder Mensch ohne Unterschied mein Bruder sei. So weit ist also doch unsere Kultur schon aufgestiegen, dass sie uns vor dieser vielköpfigen Masse von fünfzehnhundert Millionen Menschen auf dieser Erde ein Gefühl des Gemeinsamen, des Gemein-



sam-Heiligen eingeprägt hat in diesem Begriffe ‚Mensch'!"

Dann unterscheidet er unter den Stimmen der Vorbeigehenden die Laute eines Babys. „Aus einem solchen Kinde, einer solchen

Menschenknospe, die noch keine Worte hat, sind wir alle aufgewachsen, haben wir uns alle einmal herausentwickelt! Und mein Blick wandert von Neuem über die grüne Wiese. Auch alle diese goldenen Löwenzahnblüten und blauen Glockenblumen sind aus einer Knospe geworden ... Und aus den Tiefen der Menschheitsseele, von dorther, von wo auch die Sprüche des Evangeliums gekommen sind, spricht in mein inneres Ohr noch eine weitere Stimme. Es ist jene Stimme, die zuerst in der Weisheit der alten Inder erklungen ist und die da sagt, dass das Band des Gemeinsamen, des Brüderlichen noch nicht aufhört mit Mensch und Mensch, dass es vielmehr alles Gewordene umfasst auf dieser Erde, alles, was im stillen Banne heiliger Weltgesetze unter den Strahlen der Sonne aufsprosst und sich zu seiner Höhe entwickelt".[4]

Brüderlichkeit; Rückgriff auf die Religion. Das war neu.

Aber in welch einer Sprache! Dass die Wiese grün, der Löwenzahn „golden" und die Glockenblumen blau seien – ist das eine Wahrnehmung oder dient das, was er sieht, nur als auslösender Reiz zur Wiederholung idyllischer Volkslieder? Die Weisheit der alten Inder „erklingt", die Weltgesetze sind „heilig" und üben einen „stillen Bann" aus – das ist Flitterpoesie von Kanzelrednern und Feuilletonschreibern. Das Kind als „Menschenknospe", die – der Poet lechzt nach Ursprung und ‚Unschuld' – „noch keine Worte hat" (wirklich?). Nicht das Naive stört, sondern dass das Naive sich in solchen versierten Floskeln äußert, die ihre üble Geschichte auf dem Rücken tragen. In seinen letzten Jahren (er starb 1939) arbeitete Bölsche an einer Synthese von Naturwissenschaften, Grundgedanken des Dritten Reiches und Religiosität.[5]

Ein solches Buch in den Händen der Arbeiter! Warum sagten sie nicht auch hier „Ölkanne"? Was war es, das sie anderswo vermissten und hier fanden?

*

1914: ein tödlicher Stoß für den Fortschrittsoptimismus des Wissenssozialismus. Weltkrieg – das ging in seiner Bedeutung noch über die Zustimmung der SPD-Fraktion zu den Kriegskrediten hinaus. Es gibt ein quälendes Zeugnis dafür, wie weit die Erschütterung

gehen konnte. Am 28. September 1915 schrieb Johann Knief, ehemaliger Volksschullehrer, dann Redakteur des Bremer SPD-Blatts, der wegen eines schweren Nervenleidens vorübergehend vom Militär entlassen worden war und jetzt seiner erneuten Einberufung entgegensah, an Alfred Henke, den Bremer Reichstagsabgeordneten der Partei und Chefredakteur desselben Blatts:

> „... Ich komme nicht über den Widerspruch hinweg, dass ich als Sozialdemokrat mein Leben für die ausgesprochensten imperialistischen Interessen in die Schanze schlagen soll. Die ganze Zeit, von Kriegsbeginn an, habe ich über diesen Widerspruch gebrütet, und es ist nichts herausgekommen als die immer festere Überzeugung, dass es in Zukunft keine andere Lösung geben kann, als den selbstgewählten Tod. Werde ich wieder zum Heeresdienst eingezogen, so bleibt mir keine andere Wahl. Bin ich nun mit meiner Auffassung hinter meiner Zeit zurück, oder bin ich ihr voraus? Ich weiß es nicht. Soviel aber weiß ich: würde die Masse der Arbeiter so denken, lieber seinem Leben selbst ein Ende bereiten, ehe auch nur ein Tropfen Arbeiterblut auf den Schlachtfeldern des imperialistischen Krieges vergossen würde, so wären wir wirklich mitten im Kampfe um den Sozialismus. Ich kann mich nun einmal nicht mit der fatalistischen Auffassung abfinden, dass es sich hier um etwas Unvermeidliches handelt, dem wir uns willen- und tatenlos zu fügen hätten. Gewiss, dieser Krieg war eine historische Notwendigkeit ..."

Zwischenbemerkung: Dieser Satz bringt noch einmal die alte Kategorie. Ein berühmter Fall unter diesen verzweifelten Versuchen, das grundlegend Neue im Rahmen des Alten zu verarbeiten, war Lenins Imperialismus-Theorie.

> „... Gewiss, dieser Krieg war eine historische Notwendigkeit. Aber es hat auch eine Arbeiterbewegung gegeben, die ebenso historisch notwendig war und die in ihres Wesens innerstem Kern gegen den kapitalistischen Staat in allen seinen Formen und Äußerungen sich wenden musste. Es geht nicht an, dass man sich ewig auf den Boden des historisch Gewordenen stellt und dann immer bloß den Boden des Kapitalismus betritt. Vom Boden des Sozialismus aus ist

es richtig: dieser Krieg ist nicht unser Krieg. Daraus ziehe ich eben die Konsequenzen. Würden es die Massen tun, so hätten wir die soziale Revolution. Ein Einzelner oder auch nur Einzelne müssen in diesem Konflikt tragisch enden. Es ist vielleicht die gewaltigste und tiefste tragische Konstellation, die es je in der Weltgeschichte gegeben hat: mit allen Fasern seiner Seele an der Zukunft hängen und an sie glauben – und doch von den Verhältnissen überwältigt in den Tod gehen. Was besagen dem gegenüber alle Redereien von Moral und Sitte, von Schande, die man auf seine Familie häuft, vom Elend, in dem man seine Angehörigen zurücklässt! Ich habe nie zwischen meinem Denken und Handeln den Unterschied machen können, den man machen müsste, wenn man mit meinem Zwiespalt im Herzen vor der bürgerlichen Moral bestehen will. Ich habe deshalb meinen früheren Beruf aus innerer Notwendigkeit aufgeben müssen, und ich kann aus derselben inneren Notwendigkeit dem jetzigen Raubzug des Kapitalismus keine Helfersdienste leisten ... Und wenn man denn schon einen Maßstab der Moral anlegen will, nun, so kann es nur der sein, dass ein Sozialdemokrat die größte Sünde begeht, wenn er seinen Klasseninteressen untreu wird. Das Proletariat aller Länder hat diese ungeheure historische Schuld auf sich geladen. Es ist nicht meine Schuld, wenn ich diese Schuld nicht mit begehen kann ...“ [6]

Angesichts des Krieges, im Zusammenbruch des Fortschrittsoptimismus geht es für Knief um die Frage: Wie kann ich trotzdem ein guter Mensch bleiben? Und in diesem Moment größter Hilflosigkeit und größter Erregung greift Knief zu zwei Hauptbegriffen des Christentums: Sünde und Schuld. Die Sünde hat Abstufungen; die „größte Sünde“, das ist in der Sprache der Bibel die „Sünde zum Tode“ (1. Johannes 5, Vers 16), für die es keine Vergebung gibt. Gutsein ist für Knief, aller offiziellen Ideologie zum Trotz und ohne dass er das selbst durchschaut, in der Religion verankert, und es scheint, dass gerade die Kombination von christlichem Sündenbewusstsein und materialistischem Fortschrittsdenken zum Gefühl der Ausweglosigkeit und zum Selbstmord führt.

Nach diesem Bekenntnis eines Intellektuellen das Zeugnis eines Arbeiters. Im 3. Kapitel wurde eine Umfrage zusammengefasst, die

im Winter 1923/24 von der Leipziger Volkshochschule unter Arbeitern veranstaltet wurde. Ich habe dort eine Äußerung nur auszugsweise wiedergegeben. Vollständig lautet sie so:

> „Kurz gesagt, ist der Sinn des Lebens der, dass sich aus niederen Formen durch Anpassung an seine Umgebung höhere Formen haben entwickeln müssen, denn wenn das nicht der Fall gewesen wäre, so müssten auf unserer Erde, die doch verschiedene Entwicklungen durchmachen musste, immer noch die ersten Urlebewesen ... vorhanden sein. Überall, wo wir hinblicken, hat sich aus Niederem Höheres entwickelt. Trotzdem sollte sich die heutige sogenannte Kulturmenschheit noch nicht für die Krone der Schöpfung halten. In technischer Hinsicht hat der Mensch durch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel Großes geleistet, aber in geistiger Beziehung wird das ‚gewöhnliche' Volk im allgemeinen nur mit Brocken gefüttert und die Zeit, um sich bilden zu können, wird ihnen im Interesse des Profits geraubt; es ist eigentlich noch immer Barbarentum, welches noch nicht der Gipfel der Menschheit sein kann. Fast möchte man daran zweifeln, ob die Erde solange noch im Weltall herumschwirrt, um den größten Teil der Menschen zu wirklichen Menschen im besten Sinne des Wortes werden zu lassen. Denn das bisschen Kulturfirnis, mit dem die heutige Menschheit angestrichen ist, das hat man bei Ausbruch des Krieges gesehen, ist in kurzer Zeit zum Teufel gegangen, und der nackteste Egoismus ist geblieben".[7]

Hier steht das Neue fast unvermittelt neben dem Alten: zu Beginn das alte Axiom vom gesetzmäßigen Fortschritt – am Schluss ein ungewohnter und neuer Pessimismus. Ein Keim zu diesem Pessimismus hatte, wie im 3. Kapitel gezeigt, bereits in der kosmischen Perspektive gelegen (wie lange schwirrt die Erde noch im Weltall herum?), aber der entscheidende Bruch war offenbar das Erlebnis des Weltkriegs.

Unter den Theoretikern hielt Kautsky bis an sein Lebensende am Alten fest. In seinem Alterswerk, das er 1927 vorlegte („Die materialistische Geschichtsauffassung", zwei Bände von zusammen 1.800 Seiten), sah er nach wie vor überall in Natur und Gesellschaft Entwicklung, Entwicklung und nochmals Entwicklung.[8] Rosa Lu-

xemburg dagegen gab dem neuen Grundgefühl, das sich bei vielen im Kriege entwickelte, den prägnantesten Ausdruck. In ihrer Programmschrift „Was will der Spartakusbund?“ schrieb sie 1918:

> „Der Weltkrieg hat die Gesellschaft vor die Alternative gestellt: entweder Fortdauer des Kapitalismus, neue Kriege und baldigster Untergang im Chaos und in der Anarchie oder Abschaffung der kapitalistischen Ausbeutung ... Sozialismus ist in dieser Stunde der einzige Rettungsanker der Menschheit. Über den zusammensinkenden Mauern der kapitalistischen Gesellschaft lodern wie ein feuriges Menetekel die Worte des ‚Kommunistischen Manifestes‘: Sozialismus oder Untergang in der Barbarei!“ [9]

In der Hektik der Redaktion der „Roten Fahne“ – wiederholt brach sie ohnmächtig zusammen – hatte sich Rosa Luxemburg nicht mehr die Zeit genommen, das „Kommunistische Manifest“ noch einmal zu überfliegen. Das ermöglicht uns einen ungewöhnlich tiefen Einblick. Die Alternative „Sozialismus oder Untergang in der Barbarei“ findet sich nicht im Manifest von 1848, weder wörtlich noch sinngemäß. Für Marx und Engels führt die Menschheitsgeschichte mit Notwendigkeit zum Kommunismus. Rosa Luxemburg glaubte sich also selbst da noch in Übereinstimmung mit Marx und Engels, wo sie sich definitiv von ihnen entfernte.

*

Die neue Erkenntnis, dass die Geschichte offen ist und auch in der „Barbarei“ enden kann, kann zu zwei Haltungen fuhren. Die eine, die vor allem in der späteren KPD zuhause war, lässt die Verunsicherung nur teilweise an sich herankommen. Sie hält an der alten Entwicklungsmetaphysik fest, also am Wissen um das wahre Ziel der Geschichte, radikalisiert sie aber zu einem machtbezogenen Aktivismus, der zum Ziel hat, die „falsche“ Möglichkeit (die „Barbarei“) auszuschließen. Die andere Haltung, für die gleich Beispiele gegeben werden sollen, ist die einer wirklichen Erschütterung, die sich in neuen menschlichen Qualitäten äußert.

*

In den Revolutionstagen des November 1918 kommt plötzlich das Wort „Bruder" wieder in Gebrauch. „Brüder, nicht schießen!" steht auf den Papptafeln, mit denen die Arbeiter vor die Kasernen ziehen. Erst recht nach dem Gelingen der Revolution: alle fühlen sich als Brüder. Zusammen hat man Großes erreicht, das verbindet. In Stuttgart eröffnet ein Parteiführer, der sich dem neuen Sprachgebrauch anzupassen versucht, ein Massenmeeting mit der Fehlleistung: „Brüder und Brüderinnen!" [10] Die SPD-Führer in Berlin erfassen sofort die Situation und bringen die Parole „Kein Bruderkampf!" in Umlauf, um damit eine Koalition auf Zeit mit der USPD durchzusetzen. Die Parole hat unwiderstehliche Wirkung, jeder kennt die Geschichte von Kain und Abel; die Unnachgiebigen in USPD und Spartakusbund, die jedes Bündnis mit der SPD ablehnen, haben dem nichts entgegenzusetzen.

Und dann kam es, ab Anfang 1919, doch zum Bruderkampf, und über die Rolle der SPD-Führer dabei, speziell des für das Militär verantwortlichen Gustav Noske, braucht hier kein Wort verloren zu werden. Das war der zweite Schock, nach dem ersten von 1914. Später formulierte Susanne Forsten, eine Dortmunder Arbeiterin, man dürfe das Gefühl brüderlicher Verbundenheit im Proletariat nicht überschätzen. Wenn dieses Gefühl wirklich mächtig wäre, dann wären doch „alle hässlichen Dinge nicht geschehen – die leider geschehen sind seit November 1918, wie Putsche, Vernichtung von Produktionsmitteln, Bedrohung und gar Vergewaltigung der Genossen in den Bruderparteien ... Als ich im Anfang in der Bewegung war, glaubte ich allerdings auch: die Genossen sind alle Engel und die Führer Götter – zumindest Halbgötter. Warum ich das glaubte, ist schwer zu sagen. Als ich dann sah, dass auch sie nur Menschen waren – suchende, irrende und oft ganz verzweifelte Menschen – nicht liebende, sondern nach Vergeltung rufende, hassende statt vergebende – da fasste mich grenzenloser Jammer. Mein eigenes hartes Leben lehrte mich aber bald, dass es ja nicht anders sein kann. Wie können die lieben, die nie geliebt wurden? Wie können die vergeben, deren Geist und Seele eine ganze Kindheit lang ernährt wurde mit dem verschimmelten Brote des Vergeltungswahnes? Wie

können die wahrhaftig sein, die in Lüge geboren wurden! Ich denke hierbei auch an den ekelhaften Kampf zwischen den einzelnen Richtungen – wo die Unwahrheit so oft eine traurige Rolle spielt".[11]

*

In jener Mischung aus Krisengefühl und Aufbruchsstimmung, von der weite Teile der Arbeiterschaft in den Nachkriegsjahren erfasst wurden, wurde in Remscheid ein besonders weitgehendes Experiment unternommen, ein Experiment, das zugleich zu höchst aufschlussreichen Konfrontationen mit der KPD führte. Die Arbeiterschaft Remscheids hatte bereits eine traditionsreiche Subkultur,[12] ohne die das Experiment schwerlich zustande gekommen wäre. Eine weitere Bedingung war die Begegnung zwischen Arbeitern und bürgerlichen Intellektuellen in den Schützengräben des Weltkriegs. Zentrale Figur des Experiments war ein Intellektueller, der wie so viele andere von diesem Erlebnis entscheidend geprägt worden war, der Studienrat Johannes Resch.[13]

Resch stammte aus Thüringen. In der protestantischen Kleinstadt Zeulenroda wurde er 1875 als jüngstes Kind des dortigen Oberpfarrers geboren. Er studierte zunächst nach dem Willen des Vaters Theologie und war auch eine Zeitlang Pfarrer. In einem Zweitstudium, das er neben der pfarramtlichen Tätigkeit bewältigte, wechselte er dann zur Pädagogik. Am Oberlyzeum der thüringischen Residenzstadt Sondershausen erhielt er seine erste Anstellung. Im April 1913 kam er mit seiner Frau, die ebenfalls eine Lehrerausbildung hatte, nach Remscheid. Bis zum Beginn des Weltkriegs trat er als Mitglied des „Vereins für christliche Freiheit" in Erscheinung, eines Zirkels von liberalen Protestanten, der Vorträge und Diskussionen veranstaltete.

Im Weltkrieg lernte Resch, inzwischen rund 40 Jahre alt, die Arbeiter kennen. Politisch wirkte sich das freilich nicht sogleich aus. 1918 wurde er Mitglied der liberalen DDP. Bis dann am 22. September 1919 die Institution eröffnet wurde, aus der heraus sich das Remscheider Experiment entwickelte: die städtische Volkshochschule.

Schon in der Vorbereitung der Gründung hatte Resch eine fe-

derführende Stellung, und ab dem ersten Semester war er unbestritten der herausragende Dozent. Seine wichtigsten geistigen Bezugspunkte waren Nietzsches Kritik der Kultur des ausgehenden 19. Jh. und Goethe, aus dem er den Glauben an die kreativen Fähigkeiten jedes Menschen schöpfte. Entsprechend begann er mit einer Arbeitsgemeinschaft über Goethes „Faust". Der Terminus ‚Arbeitsgemeinschaft' – im Gegensatz zur Vortragsveranstaltung – ist dabei wichtig; im ersten internen Mitteilungsblatt schrieb Resch:

> „Das Verhandeln von Mensch zu Mensch im gegenseitigen Austausch ist doch das einzig Wahre für Volkshochschularbeit. Wir werden wohl immer mehr die Vortragsreihen einschränken und die Arbeitsgemeinschaften erweitern. So nur schaffen sich die einzelnen Lehrer eigene Personalgemeinden ... Wir wollen zwar viel lernen, aber nicht um des Wissens willen, sondern um lebendige Menschen und eine freie edle Lebensgemeinschaft zu werden".[14]

In einer Sitzung, die dem Osterspaziergang gewidmet war – Faust und Wagner in einer frohgestimmten Menschenmenge, heraus aus der Stadt, zum Fest eines nahegelegenen Dorfes, wo es dann heißt:

> „Ich höre schon des Volks Getümmel,
> Hier ist des Volkes wahrer Himmel.
> Zufrieden jauchzet Groß und Klein,
> Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein".

Bei der fantasievollen Ausgestaltung der Szene rief plötzlich jemand: „Solch ein Fest müssten wir auch mal feiern!"[15] Die Idee, die übrigens schon in der Programmatik der Remscheider Volkshochschule angelegt war, wurde begeistert aufgegriffen, und zur Sonnenwende – am Wochenende vom 19. und 20. Juni 1920 – wurde, nach enormem Einsatz zahlreicher Vorbereitungsgruppen, ein Volksfest gefeiert. Es wurde ein derartiger Erfolg – die Teilnehmer zählten nach Tausenden –, dass es in den drei darauffolgenden Jahren wiederholt wurde, mit immer größerer Resonanz in Deutschland und darüber hinaus. 1923 kamen bereits, trotz Inflation und französischen Besatzungssperren (Remscheid gehörte zu dem seit Anfang des Jahres

okkupierten westdeutschen Industriegebiet), Teilnehmergruppen aus Österreich und der Tschechoslowakei.

Die wesentlichen Elemente des Festes waren folgende: Am Samstagnachmittag ein Festzug mit Musikgruppen aus der Stadt zur Festwiese; nach Einbruch der Dunkelheit Aufführung eines Schauspiels; anschließend Abbrennen eines Sonnwendfeuers, mit einer Rede, einer feierlichen Segnung des Feuers und Tanz; am Sonntagmorgen eine Feier mit Ansprachen und Liedern; anschließend eine „Aussprache" zum jeweiligen Thema des Festes; nachmittags ein Volksfest mit Spielen, Volkstänzen und vielen anderen Gelegenheiten des Vergnügens und der Improvisation. Ort des Geschehens (einschließlich der „Aussprache") war eine große ansteigende Bergwiese im Arbeiterviertel Honsberg. Das Schauspiel vom Samstagnachmittag war 1920 der „Totentanz" des Malers und Dichters Niklas Manuel Deutsch aus dem 16. Jh., aufgeführt von der führenden Gruppe der damaligen Laienspielbewegung (das Stück rief in den Zuschauern den Weltkrieg wieder wach); ab 1921 dann ein Massenschauspiel mit sehr vielen Mitspielern, die von linken Schauspielern aus Düsseldorf und Kassel einstudiert wurden: 1921 Ernst Tollers „Masse Mensch" (die erste öffentliche Aufführung dieses Stücks), 1922 „Der Spiegelmensch" von Franz Werfel, 1923 „Thomas Müntzer" von Franz Hoffmann (Kassel). Bei der Sonntagmorgenfeier gewannen die Sprechchöre von Mal zu Mal an Bedeutung. Die Themen der Feste und damit der „Aussprache" vom Sonntagvormittag lauteten 1920 „Zeitenwende", 1921 „Menschwerdung", 1922 „Entscheidung", 1923 „Der Tag des Proletariats". Über die formalen Regeln der „Aussprache" schreibt ein Teilnehmer: „Wortmeldungen waren nicht nötig. Jeder fuhr unter Nennung seines Namens von seinem Platze hoch, sobald der Vorredner geendet hatte. Wo zwei zugleich sich meldeten, trat immer einer zunächst zurück, wie überhaupt eine vornehme Form in der Diskussion gewahrt blieb". Zwischenrufe hatten zu unterbleiben.[16]

Vom zweiten Fest im Jahre 1921 haben wir die meisten Teilnehmerberichte. „Ich hab' noch nie eine Sonnenwendfeier erlebt; ach, wie ich mich freue, wie ich mich freue!!!" schrieb eine Freundin von Susanne Forsten, der Dortmunder Arbeiterin, von der bereits die Rede war, und diese fährt fort: „Wie gut verstand ich das. Hatte

ich doch selbst nie etwas Derartiges kennengelernt. Wie sollten wir eingemauerten ‚Großstädter' auch dazu kommen! So war denn das kommende Fest schon viele Wochen vorher unter den Genossen im Industriegebiet ein Licht, dem man freudig entgegeneilte. Ich war schon einige Tage vor dem Fest in Remscheid ... Der Genosse, bei dem ich wohnte, hatte schwere ungesunde Formerarbeit. Und doch, eben hatte er gegessen, dann rannte er schon zum Festplatz, und vor 9 Uhr abends war er nie wieder da ... Er und die vielen anderen, die sich alle Tage da draußen einfanden ..., gruben, rodeten, hackten, sägten, rammten Pfähle ein, pflanzten Tannen, kurz – sie ... machten aus einem schwierigen Gelände einen schönen Festplatz mit einer herrlichen Freilichtbühne".[17] – Die Tänze um das Sonnwendfeuer seien „wild" und „rasend" gewesen, schreiben zwei andere Teilnehmer.[18] (Ein starkes Tanzbedürfnis wurde überall in den Nachkriegsjahren beobachtet. Die tanzenden Menschen befreiten sich von dem furchtbaren Druck und den Todeserfahrungen der Kriegszeit. Die auffällige Erscheinung wurde viel diskutiert; konservativ-national gesinnte Kreise warfen den Tanzenden vor, sie setzten sich frivol über die todernste Lage Deutschlands nach dem verlorenen Krieg hinweg.) – Über die Aussprache am Sonntagvormittag: „Es wurde nicht gerauft, die Köpfe wurden nicht blutig geschlagen, wie das in den Versammlungssälen üblich ist. Alles hielt Ruhe. Die ungewohnte Art der Rücksichtnahme ... war überwältigend".[19] – Über das Abschlussfest: „... ein Leben, wie man es sonst nur von der Jugendbewegung her kennt, nur dass sich hier an den Spielen, Volkstänzen und Gesängen außer den Jungen auch die Alten beteiligten. Man muss die Freude gesehen haben, die aus den sympathischen bergischen Arbeitergesichtern hervorleuchtete ... Nach der Mittagspause [am Sonntag], die zum großen Teil im nahegelegenen Walde zugebracht wurde, kam man zur bunten Volkswiese zusammen. Kletterbaum, Maibaum, Schnurrad, Märchenerzählungen, Kasperletheater u. a. Erfrischungsbuden, Obst- und Waffelbuden, Verkaufsstände für schöne billige Bücher, Ton-, Holz- und allerlei bunte Waren (billiger Jakob). Die Musikkapelle spielte zum Tanz um den Maibaum, Aufführung von lustigen Schwänken".[20] Und immer wieder wird

betont: bei alledem kein Tropfen Alkohol!

Schon vor dem Fest von 1920 hatte sich Resch politisch auf seiten der Arbeiterschaft engagiert. Ende 1919 oder Anfang 1920 trat er der USPD bei. Am 21. März 1920 sprach er bei der Beerdigung der Remscheider Arbeiter, die bei dem Aufstand gegen den Militärputsch von Kapp getötet worden waren.

In der Jahresspanne zwischen dem ersten und dem zweiten Fest von 1920 und 1921 wurde eine weitere Form entwickelt: eine lockere Serie von Wochenendkonferenzen, zu denen Sozialisten aller Richtungen eingeladen waren – am 18. Juli und 19. September 1920 im Vorort Ketzberg der Nachbarstadt Solingen, am 27./28. November und 11. Dezember in Duisburg, am 23. Januar 1921 nochmals in Ketzberg, am 12./13. März in Remscheid, am 28./29. Mai in Essen. Einberufer der ersten Konferenz waren Resch und der dortige protestantische Gemeindepfarrer Hans Hartmann, ebenfalls Mitglied der USPD, der vor dem Kriege bei einem Studienaufenthalt in England religiöse Strömungen in der dortigen Arbeiterbewegung kennengelernt hatte.[21] Er hielt ein Referat über die Krise der sozialistischen Arbeiterbewegung. Seine zentralen Thesen:

1. Wenn der Sozialismus durch die Arbeiterklasse und nicht durch eine Partei herbeigeführt wird, so ist zu fragen, was heute unter Arbeiterklasse, unter „Proletariat" zu verstehen ist. Die Marxsche Definition passt nicht mehr, die soziale Realität wird immer differenzierter, und der Begriff ist ungeeignet, um die Rolle der Intellektuellen zu bestimmen, „auf die der Sozialismus so bitter nötig angewiesen ist".

2. Ebenso muss der Begriff des Sozialismus „vom Parteistaub und -rost befreit" werden. Sozialismus kann nicht mehr einfach begriffen werden als Kampf einer Klasse gegen eine andere, er ist mehr, nämlich eine neue Geistesverfassung. „Der Klassenkampf, der seine historische Notwendigkeit hatte und teilweise noch hat, geht über in den Kampf des alten und des neuen Geistes". Von daher ist zum einen die Fixierung der traditionellen Sozialisten auf die politische Macht zu kritisieren, zum anderen ihr (bürgerlicher) „Glaube an die alleinseligmachende Gewalt der Waffen". (Hier berührte sich Hartmann nach seinen eigenen Worten mit den Syndikalisten.)

3. Die geistige Substanz des traditionellen Sozialismus ist brü-

chig. „Ein Schauder muss auch den philosophisch weniger Gebildeten ergreifen, wenn er hört, der Sozialismus komme mit Naturnotwendigkeit, aber der revolutionäre Schwung der Massen beschleunige' die ‚Entwicklung'. ... Entweder entwickelt sich alles von selbst, dann kommt aber auch der Schwung der Massen und eines Liebknecht naturnotwendig, oder aber es entquellen aus den tieferen Gründen des Lebens Kräfte, die die Verhältnisse und Menschen zugleich neuschaffen, ‚revolutionieren' – dann aber hat es keinen Sinn mehr, von naturnotwendiger Entwicklung zu reden, weil man dann Begriffe auf ein ihnen nicht adäquates Gebiet, das des persönlichen, schöpferischen und ursprünglichen Lebens, anwendet". Bleibe die Arbeiterbewegung in der alten Ideologie stecken, dann werde sie auch praktisch außerstande sein, den Kapitalismus zu besiegen.[22]

Was an den Aussprachen auf diesen Konferenzen besonders auffiel, war das Suchen nach Überwindung des sozialistischen Richtungsstreits, des „Bruderkampfes", der schon soviel Blut gekostet hatte, nach einem neuen Verhältnis zu den sozialistischen Intellektuellen und ein entspannteres Verhältnis zur Religion; gelegentliche Polemik im Stil des „Pfaffenspiegels" wurde von den Teilnehmern als „nicht mehr zeitgemäß" empfunden.[23] Der Beitrag der Intellektuellen wurde offenbar unter anderem als Gegensatz zum marxistisch-sozialdemokratisch-kommunistischen Utopieverbot erlebt; sie könnten, so sagte ein Arbeiter in Duisburg, das Ideal des Sozialismus „besser als sehr viele Parteisekretäre" schildern.[24]

Ähnliche Gruppen wie diejenigen, die diese Konferenzen trugen, entstanden zur selben Zeit in Sachsen, Hannover und Berlin. Das, was sie erstrebten, kristallisierte sich allmählich zu einem Begriff: „sozialistische Lebensgestaltung". Unter diesem Titel gab Carl Mennicke – protestantischer Pfarrer in Berlin, ebenfalls Mitglied der USPD, während des Krieges in einer Bergarbeiterkolonie bei Duisburg politisiert – seit Anfang 1921 eine kleine Monatsschrift heraus, über die die Gruppen miteinander kommunizierten und sich nach außen darstellten. In einem programmatischen Aufsatz führte Mennicke aus, man setze da ein, wo der traditionelle Sozialismus Lücken ließ: „Jetzt ... nachdem deutlich geworden ist, dass die politische und wirtschaftliche Verwirklichung des Sozialismus ganz bestimmte lebendige Voraussetzungen erfordert, ohne die sie nie gelingen

kann, jetzt wird es ganz eigentlich zur Existenzfrage des Sozialismus, dass er unmittelbar praktisch wird, das Leben ergreift, dass die Menschen durch ihre ganze Lebensführung, durch die Form ihres Gemeinschaftslebens zeigen, was es heißt, Sozialist zu sein ... Zahlabend, Partei- und Wahlversammlungen, Flugblattverteilung, Demonstrationen, Maifeier usw. machen doch immerhin nur einen sehr kleinen Teil des Lebens aus. Aber wie verhält sich der übrige, weitaus größte Teil des Lebens zu allen diesen Dingen? Besteht ein Zusammenhang?" [25]

Nach dem zweiten Fest von 1921 intensivierten die Remscheider ihre praktischen Aktivitäten. Eine Genossenschaft mit umfangreichen Bau- und Siedlungsplänen wurde gegründet, die auch zügig in Angriff genommen wurden. Man organisierte den Verkauf von Ton- und Holzwaren, meist in Arbeitsgemeinschaften der Volkshochschule entstanden, von Büchern und Bildern. Die Musik-, Tanz- und Theatergruppen hatten besonders für Jugendliche große Anziehungskraft; in der Stadt sprach man bereits von den „Resch-Indianern" wegen der langen Haare, die sie trugen. Dabei gewann das Experiment sowohl in der sozialen Zusammensetzung als auch in der politischen Ausrichtung zunehmend proletarischen Charakter. Ende 1920 hatte Resch wie die große Mehrheit der Remscheider USPD-Mitglieder, wenn auch nicht ohne Bedenken, den Anschluss an die Kommunistische Internationale und den Übertritt zur KPD vollzogen. So entstanden Probleme und Reibungen nach zwei Seiten. Innerhalb der Volkshochschule wurde es schwierig, die politisch-weltanschauliche Neutralität zu wahren. Die KPD wiederum fürchtete um ihre Stellung innerhalb der Arbeiterschaft. Sie war zwar die führende Arbeiterpartei in der Stadt – im Volksmund hieß Remscheid „Bergisch-Moskau" –, aber die „sozialistische Lebensgemeinschaft" demonstrierte immer deutlicher (ohne dass sie dies beabsichtigt hätte), wie begrenzt der Wirkungskreis der Parteien war. Die KPD reagierte irritiert und nervös.

Im Januar 1922 kam es in der Volkshochschule zum entscheidenden Konflikt; die Gemeinschaft erklärte ihren Austritt und machte sich unter dem Namen „Freie Volkshochschule Remscheid" selbständig. Ihre Baupläne, die sich ursprünglich auf ein Volkshochschulheim mit Gemeinschaftswohnungen gerichtet hatten,

wurden nochmals diskutiert, und die Gemeinschaft entschied, sich vorrangig auf die Kinder, die einen immer festeren Platz im Leben der Gemeinschaft gewonnen hatten, zu konzentrieren. In einer ungeheuren Kraftanstrengung wurde bis zur Sonnwendfeier Mitte 1922 unter Anleitung von zwei Düsseldorfer Architekten und eines Kunstmalers ein Heim für eine „proletarische Spielschule" gebaut. Eine Arbeiterin schrieb nach der Eröffnung:

> „Eine Woche nach Ostern haben wir angefangen, 6 x 9 Meter ausgeschachtet, ein Beton-Fundament gelegt etwa 1/2 Meter hoch, dann Stein-Fachwerk gebaut 4 1/2 Meter hoch. Wenn man es sich bedenkt, alles nur kleine Ausmaße, aber was dazu nicht alles für Material gebraucht wird. Und dazu die Preise von heute. Manchmal ist uns schwindlig geworden beim Anhören der Zahlen, die für einen armen Proleten ins Märchenhafte gehen. Wie haben wir gerechnet und gesucht, um immer wieder andere Möglichkeiten und billigere Quellen zu entdecken. Jetzt sind wir hindurch, das Dach bekommt noch seine schöne rote Farbe, es ist übrigens mit Blechplatten gedeckt, die wir aus leeren Cornedbeefbüchsen hergestellt haben, die Fenster und Schlagladen, ebenfalls die Tür werden eine leuchtend gelbe Farbe erhalten, während die Wände sich im blauen Kleide mit schwarzer Balkenlage präsentieren".[26]

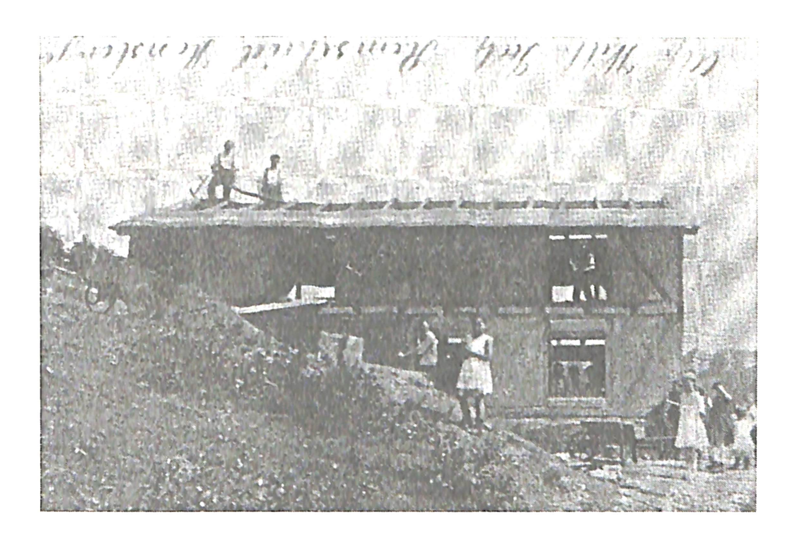
Ausführlicher, mit Sinn für Stimmungen und Ironie der Situationen, aber ohne die exakte Sinnlichkeit dieser Arbeiterin schrieb Resch in einem Lebensrückblick um 1955:

> „Wie wir dieses Haus sozusagen aus dem Nichts ‚hinzauberten' gehört zu meinen schönsten Erinnerungen ... Schon die Art, wie wir Grund und Boden ‚erwarben', war ziemlich ungewöhnlich. Den Abschluss eines Arbeiterviertels bildete ein Bergabhang, der mit wildwucherndem Strauchwerk und einzelnen Bäumen bewachsen war. Einige Arbeiterfamilien hatten sich auf nicht allzu steil abfallenden Stellen Schrebergärten angelegt und bezahlten an die Stadt, der das Gelände gehörte, eine geringe Pacht. Nun, wir suchten uns auch einen passenden Platz für unseren Bau aus und – fingen gleich mit der Rodung an. Bis wir den Pachtvertrag in der Hand hatten – den

uns ein kommunistischer Stadtverordneter besorgte – waren wir mit der Ausschachtung bereits fertig (ein schwieriges Werk bei dem Felsboden und mit unserem primitiven Werkzeug!) ... Nun ging es an die Beschaffung von Baumaterial ... Da war es sehr interessant, dass einer der scheinbar Zurückgebliebensten unter unseren Freunden, der von den anderen nicht ganz für voll genommen wurde, ein Rezept ausgeklügelt hatte, wie man Steine aus Asche und Zement an Ort und Stelle selbst herstellen könnte. Der Versuch gelang glänzend ... Schon wusste jemand ein kleines Wäldchen mit etwa 30 Bäumen, dessen Besitzer, der in freundschaftlichen Beziehungen zu uns stand, den Baumbestand billig an uns abgab, da er aus dem Wäldchen einen Kartoffelacker machen wollte. Am nächsten Tage schon zogen wir – etwa 12 Genossen – los und begannen mit Axt, Säge und Seil kunstgerecht Baum um Baum zu fällen. Ein Genosse, der Transportarbeiter beim Konsum war, fuhr sie dann mit seinen dicken Gäulen zu unserem Baugelände, wo sie unter Anleitung eines arbeitslosen Zimmermanns bearbeitet wurden. So wuchs der Bau in einem erstaunenswerten Tempo. Mancher Arbeitslose aus der Siedlung, der ‚mal kucken' kam, was sich da eigentlich tat, hatte nach einer halben Stunde Hacke oder Schaufel in der Hand und wurde zum ständigen Mitarbeiter. Eine neue Schwierigkeit: Eines Tages war die Kasse leer, der Überschuss vom letzten Volksfest verbraucht, aber das Dach musste noch gedeckt werden! Die schon angeschaffte Dachpappe allein genügte für den Remscheider Wind und Regen nicht. Wieder hatte einer eine Idee: auf der nahen ‚Kippe' (einem Schuttabladeplatz) lagen zu Hunderten die bekannten Riesenblechbüchsen von amerikanischem Schmalz, mit dem man uns in den ersten Nachkriegsjahren beglückte. Sie wurden herangeschafft, aufgeschnitten, geradegeklopft und kunstgerecht schuppenartig aufgenagelt. Mit Mennige und roter Farbe gestrichen sah das so bekleidete Dach dann sehr gut aus, und es war dicht und hielt warm".[27]

Am 15. Juli 1922 wurde die Spielschule mit 15 Kindern aus Arbeiterfamilien eröffnet. Die Leiterin mit sehr behutsamem, sich selbst zurücknehmendem Erziehungsstil war Grete Busch, bis dahin Angestellte im Telegrafenamt; sie gab diese Stellung auf und erhielt

als Entschädigung für ihre Tätigkeit reihum Essen in Familien der Gemeinschaft (wie früher der Dorfschulmeister) und ein kleines Gehalt aus der Gemeinschaftskasse. Abends diente das Heim, das im Volksmund bald „Reschhütte“ hieß, für Gruppenveranstaltun-



Bau des Heimes der Freien Volkshochschule Remscheid (1922)

gen der Jugendlichen und Erwachsenen. Die Eigenproduktion der Gemeinschaft, die sich jetzt finanziell vollkommen selbständig tragen musste, wurde ausgedehnt. Der Samstagabend diente der Handarbeit (Nähen, Weben, Flechten, Schnitzen usw.). In einer eigenen kleinen Gießerei wurden Essbestecke, Möbel-, Bau- und Eisenbahnbeschläge gefertigt. Der Vertrieb der Produkte reichte bis England.

Die KPD polemisierte nun immer offener. „Utopistisches Experiment“ und Abzug unentbehrlicher Kräfte vom Klassenkampf, so lauteten ihre Einwände. Vor der Teilnahme am Sonnwendfest von 1922 warnte sie zweimal im örtlichen Parteiblatt – erfolglos. Typischerweise trieb die Auseinandersetzung auf organisatorischem Gebiet zur Entscheidung. Am 6./7. August legte die KPD auf einer Konferenz in Berlin ihre Richtlinien zur Bildungspolitik fest und bestimmte u. a., dass die Parteigenossen innerhalb der kommuna-

len Volkshochschulen zu arbeiten und dort kommunistische Positionen einzubringen hätten; freie Arbeiterhochschulen wurden als parteiwidrig erklärt. Eine regionale Parteikonferenz in Düsseldorf bekräftigte diese Position. Doch die Remscheider „Freie Volkshochschule" erklärte, nur mit unverändertem Charakter – also korporativ – in die städtische Volkshochschule zurückkehren zu wollen. Bald darauf legte Resch, der offenbar eine inhaltliche Verständigung nicht mehr für möglich hielt, seinerseits den Gegensatz offen. In der in Jena erscheinenden Zeitschrift „Die Tat", die seit einem Jahr der Remscheider Gemeinschaft wie vielen anderen Außenseitergruppen ihre Spalten öffnete, schrieb er, die KPD wolle nur verbal, nicht wirklich das Handeln der Masse:

> „Es ist die alte ewig neue Empörung des Massenwillens, den man schon oft aufgerufen, aber wenn er wirklich kam, in die Dumpfheit des Halbwachseins hinabgedrückt hat. So hat man's gehalten in den Kirchen, die einst ein allgemeines Priestertum verkündeten und es erschlugen, als es aufstand. So hält man's wieder in den Parteien, deren Priesterschaft angeblich dem Massenwillen und seiner Verselbständigung dienen, in Wirklichkeit ihn gängeln und beherrschen will. Zu diesem Zweck wirft sie ihm ein System von Lehre und militärisch-technischer Disziplin über den Kopf und lässt ihn nie weiter kommen als zum Halbwachsein, d. h. zu dem Zustand, wo er unter dem Schein vorgespiegelter Selbständigkeit als gefügiges Instrument in der Hand einer vorzüglich geschulten Parteipriesterschaft sich brauchen lässt. Wir hingegen kämpfen für das völlige Erwachen der proletarischen Masse bis zu dem Punkte, wo aus innersten Menschentumsuntergründen die Kräfte eines unbezwinglichen Selbstvertrauens und einer auch schöpferischen und darum in sich selbst gezügelten Selbständigkeit sich regen, die den Menschen der Niederung selbst – nicht ihren Priestern – die wirkliche Führung in die neue Welt anvertraut".[28]

Die Antwort der KPD war der sofortige Ausschluss Reschs aus der Partei. „Gleich plumpe wie maßlose und völlig unbegründete Angriffe", veröffentlicht in einer bürgerlichen Zeitschrift, so lautete die knappe Begründung.[29]

Die „Freie Volkshochschule“ verlor dadurch freilich nicht an Anziehungskraft. Für 1923 plante sie sogar eine noch größere Jahresveranstaltung: im Anschluss an das gewohnte Fest (diesmal allerdings ohne Sonnwendfeuer) sollte eine „proletarische Kulturwoche“ stattfinden, mit Vortragsveranstaltungen, einem Rezitations- und Theaterabend und einer Werks- und Kunstausstellung. Doch nun ging die KPD zu anderen Methoden über. Zum einen machte sie von Resch angesprochene Referenten und Künstler abspenstig, soweit sie Mitglieder der KPD waren oder mit ihr sympathisierten, indem



Die proletarische Spielschule, in der Mitte Grete Busch

sie an Reschs Parteiausschluss erinnerte; in der Parteipresse warf sie ihm Vorspiegelung falscher Tatsachen vor, da er Briefe „mit kommunistischem Gruß“ unterzeichnet habe. Vor allem aber kopierte sie das Veranstaltungsprogramm der Freien Volkshochschule und organisierte zusammen mit der Berliner Parteizentrale unter Aufbietung des ganzen ihr zur Verfügung stehenden Apparats ihrerseits eine Kulturwoche. Die Folge war, dass die Freie Volkshochschule den vorgesehenen Termin nicht halten und ihre Veranstaltung erst im September durchführen konnte; immerhin insofern noch immer

ein großer Erfolg, als die KPD ihr Ziel, sie überhaupt unmöglich zu machen, nicht erreicht hatte.

Die Kulturwoche der KPD, die vom 29. Juli bis 3. August 1923 stattfand, war ein bemerkenswerter Kontrast zu Stil und Inhalten der Freien Volkshochschule. In der Form handelte es sich um eine Reihe von Vortragsveranstaltungen, zu denen vorher, mit vielen Appellen an die Parteidisziplin, Eintrittskarten vertrieben worden waren. Die Referenten – möglichst prominente – ‚klärten' das jeweilige Problem (Erziehung und Schule, Sport- und Wanderbewegung, Literatur, Kunst und Gesang) vom Standpunkt des Klassenkampfes; die anschließende Diskussion, wenn überhaupt eine stattfand, war dürftig und im Grunde funktionslos. Am vorletzten Abend gab es einen Diavortrag über die politische Karikatur von Daumier bis George Grosz, und am Abschlussabend rezitierte eine Schauspielerin russische Dichtung von Puschkin bis Gorki und Belyj; diese Veranstaltung war in erster Linie für Funktionäre und ihre Familien gedacht. Eröffnet wurde die Woche mit einer Demonstration zu der einige Kilometer vom Stadtzentrum entfernten Talsperre, wozu in militärischem Männerstil mobilisiert wurde (die Partei offenbarte ihre Vorstellung von Hausarbeit in den Arbeiterfamilien):

> „Die Hausfrau und die Kulturwoche.
>
> Am Sonntag muss der Demonstrationszug Punkt 1 Uhr vom Rathausplatz abmarschieren. Die Hausfrauen werden dafür zu sorgen haben, dass am Sonntag die häuslichen Arbeiten früher als sonst beendet sind. Es ist selbstverständlich, dass am Sonntag nicht nur jeder Arbeiter, sondern auch jede Arbeiterfrau und alle Familienmitglieder am proletarischen Kulturtag teilnehmen. Deshalb, Ihr Hausfrauen, richtet Euch danach ein! Sorgt dafür, dass die ganze Familie bis spätestens 1 Uhr auf dem Rathausplatz sein kann".[30]

Kein Wunder, dass die Partei statt der beteiligten Menschen gelegentlich Fantasiegestalten wahrnahm. An der Talsperrenmauer sollten mehrere Redner sprechen, die Regierung verbot jedoch alle Reden unter freiem Himmel. Anderntags schrieb das örtliche Parteiblatt:

„An der Sperrmauer und an dem Restaurant veranstalteten die Mu-

> sikkapellen, der Arbeiter-Mandolinenklub ‚Frei Klang' und die Arbeitergesangvereine Remscheids Konzerte, die zahlreiche Zuhörer fanden. In den oberen und unteren Anlagen entwickelte sich außerdem ein frohes und geselliges Treiben. Ein politisch-satirisches Raritätenkabinett sorgte für den nötigen (!) Humor ... Jugend- und Kindergruppen vergnügten sich mit Spielen und Reigentänzen. Aber auch ernsteren Dingen wurde Raum gegeben. Überall sah man Gruppen von Arbeitern in ernster Aussprache über die politischen und kulturellen Probleme. Mit verhaltener Wut wurde bemerkt, dass durch das Verbot Severings verhindert worden war, dass diese Unterhaltungen durch voraufgehende Referate in einheitliche Bahnen gelenkt werden konnten." [31]

Inhaltlich zeigte sich die Partei unsicher gegenüber der Frage, ob es im Kapitalismus überhaupt proletarische Kultur geben könne, und ob das, was gleichwohl davon vorhanden ist oder aufgebaut wird, nicht in Gefahr stehe, vom Klassenkampf abzulenken. Nur in Russland gab es solche Probleme nicht; da entstand seit der Revolution die neue und höhere Kultur, „unter der kein Proletariat, keine ausgebeutete und kulturlose Masse mehr sein wird".[32] (Ein typischer Gedanke, der sich um die russischen Menschen überhaupt nicht kümmerte, ebensowenig um die Remscheider, und der nur darauf aus war, das Einflusssystem der Kontrolleure aufrechtzuerhalten. Und wo nichts läuft, ist die Kontrolle leichter.) Ferner klaffte zwischen Anspruch und Durchführung der Veranstaltungen ein peinlicher Widerspruch. In einem Grundsatzreferat über die Arbeitersängerbewegung stellte der Vortragende fest, sie entspreche mit ihrem Liedertafelstil weder der Form noch dem Inhalt nach dem revolutionären Geist des Proletariats. Und was sang der Arbeitergesangverein, der den Diavortrag über politische Karikatur ‚umrahmte'? „Frühling" von Uthmann, „Die gebundene Nachtigall" von Neumann, „Die schöne Schäferin" von Böhme. In den Ankündigungen und der Berichterstattung des örtlichen Parteiblatts häuft sich das Vokabular des bürgerlichen Kulturbetriebs: „hervorragende" Redner und Künstler, „einer der hervorragendsten Sachkenner", „hervorragende schauspielerische Kräfte", „künstlerisch ausgeführte Lichtbilder", „hochkünstlerische" Plakate, eine „wirklich großzü-

gige“ Veranstaltung, „die geistige Kost vermittelt ein Bücherstand“, „volkstümliche Unterhaltung“.[33]

Resch kritisierte die Kulturwoche der KPD in der Zeitschrift „Die Tat“ sehr scharf, deutete aber gleichzeitig an, dass er die Brücken zur Partei nicht vollständig abbrechen wolle. Immer häufiger sprach er jetzt vom Leninismus, der in die Kulturarbeit eingeführt werden müsse („stählerne Elastizität ohne Dogmatismus und Opportunismus“); der Parteikommunismus brauche „kleine aber energische Zellenkörper“ und „ein Zwischenorgan mit beweglichen Gelenken“.[34] Die Freie Volkshochschule ging ein Kartellverhältnis mit KPD-nahen Kulturorganisationen ein, und gemeinsam mit ihnen wurde für den August 1924 eine dreitägige Kulturtagung unter dem Thema „Dem Osten zu“ (gemeint war Russland) vorbereitet. Doch der preußische Innenminister Severing verbot die Tagung; er wollte vermutlich nicht nur die geplanten Inhalte unterdrücken, sondern überdies einer eine Woche früher in Leipzig stattfindenden großen Kulturwoche der SPD und der Freien Gewerkschaften Konkurrenz vom Halse schaffen. In der Remscheider Arbeiterschaft hielt die Anziehungskraft der Freien Volkshochschule an. Neu gebildet wurde eine Gruppe von Kindern zwischen 6 und 14 Jahren, die besonders gern improvisierte Szenen spielte und mit ihren Betreuern einen Sprechchor aufbaute; auf der geplanten Kulturtagung sollte er in der Weise auftreten, dass „die Eltern der Kinder den Chor der schwer niedergedrückten Arbeiterschaft bilden, den die Kinder mit Gesang und Worten zu neuer Kampffreudigkeit anfeuern“.[35] In der Nähe des Heims wurde um eine Quelle herum ein Wasserbassin mit Terrassen gebaut, auf denen sich Scharen von Kindern und Jugendlichen vergnügten.

Gleichzeitig gaben die Gruppen der Freien Volkshochschule immer mehr ihre Eigenexistenz auf und lösten sich in parteikommunistischen Organisationen auf. Die Spielschule bestand noch bis 1925, dann wurde das Haus zu einem Kinderheim ausgebaut, in dem gesundheitlich gefährdete Arbeiterkinder von auswärts zu mehrwöchigen Ferienaufenthalten aufgenommen wurden. Die Organisation lag in der Hand der Internationalen Arbeiterhilfe; die Kinder kamen bis aus Hamburg, und zuletzt wurden sogar – aber dazu kam es dann nicht mehr – Kinder aus Russland erwartet. Au-

ßerdem wurde ein kleiner Wirtschaftsbetrieb eingerichtet, der in der schönen Jahreszeit sonntags Kuchen und Getränke vor dem Haus servieren konnte. An einem Wochenende im Juli 1927 wurde auch noch einmal ein Fest gefeiert, mit ganz und gar von der KPD geformten Inhalten, wie die Themen der Vorträge, der Charakter des aufgeführten Schauspiels (Pantomime und Sprechchor) und der Auftritt der uniformierten Roten Frontkämpfer zeigen. In einer Ausstellung rief man überdies die Erinnerung an die ersten Volksfeste wach, ironisch und karikierend.[36] Am 6. August 1927 verbot das Regierungspräsidium aus räumlichen und hygienischen Gründen die weitere Aufnahme von Kindern.[37] Vielleicht gab diese Maßnahme den Ausschlag dafür, dass das Ehepaar Resch im April 1928 Remscheid verließ und nach Berlin ging. Die „Reschhütte" wurde nun ausschließlich das, was sie gelegentlich auch schon vorher gewesen war: Tagungs- und Schulungsstätte des kommunistischen Jugendverbandes.

Das triste Ende darf freilich nicht dazu verleiten, das Remscheider Experiment in seiner kreativen Phase (in den Jahren 1920 bis 1923) zu idealisieren. Auch da war es schon durch und durch ambivalent gewesen. Unübersehbar sind die kultischen Elemente. Die Festlegung des Zeitpunkts der Feste auf die Sommersonnenwende war gegen das christliche Kirchenjahr gerichtet. Ein Festteilnehmer von 1921 beschrieb Resch während der „Aussprache" auf der Festwiese als „Hirt unter seiner Herde"[38]. 1920 sprach der Stadtarzt und Schriftsteller Friedrich Wolf den von ihm gedichteten „Flammensegen", d. h. die feierliche Segnung des Feuers vor dem Anzünden des Holzstoßes. Die letzte Strophe lautete:[39]

Leuchtende, Du
Flamme sei gesegnet!
Denn ... Du ... bist ... das ... Licht!
Du machest den alten Menschen in uns verbrennen,
  dass der *neue* Mensch leuchte,
Denn Du verzehrtest alles Tote in uns um des Lebendigen,
Denn Du verwandeltest alles Niedere in auflodernd em Feurodem,
Denn Du schufest aus dem erglühenden Hauch der Erdendinge
  den Schöpfer wieder, von dem Du kamst, den Geist,

Das Licht!
Darum – solange eine Jugend noch ihr eigen Zeichen
in Dir blickend, Dich anbetet –
Darum durch Nacht und alle Tode, *dreifach* sei
Flamme
Du Leichte, Lodernde, Leuchtende
Gesegnet!

1923 sang man in vierstimmigem Satz, den Hermann Boese, kommunistischer Lehrer und Chorleiter in Bremen, komponiert hatte, einen umgetexteten protestantischen Choral aus dem 16. Jahrhundert:

Wachet auf! ruft uns die Stimme
der Wächter sehr hoch auf der Zinne:
Erwache, Proletariat!
Heute ist die Weltenwende.
Erkennt, dass heute ist am Ende
die Macht, die uns geknechtet hat!
Brecht stark wie Sturmwind los!
und eure Macht ist groß!
Nur kein Schwanken!
Macht euch bereit
zur Herrlichkeit
der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!

Hört, wie laut die Wächter singen!
Das Herz tut uns vor Freuden springen,
Posaunen blasen in den Kampf.
Rot und mächtig fahren Flammen
von Osten her, mit uns zusammen,
zu kämpfen wider Macht und Qual.
Der Freiheit Sonne siegt!
Auf allen Völkern liegt
eitel Wonne!
Macht euch bereit
zur Herrlichkeit
der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Warum setzte der Ausbruch aus Parteischablonen und die Entwicklung freierer, kreativer, „ganzheitlicher" Gemeinschaftsformen sogleich Bedürfnisse nach Kulthandlungen und Kultsymbolen frei? Und woran lag es, dass niemand diese Bedürfnisse in Frage stellte? Aber vielleicht ist das an den damaligen Menschen vorbeigefragt, die ja alle in engstem Zusammenhang von Mythos und Religion aufgewachsen waren. Dann aber muss man fragen, warum sie gerade diese Symbolik wählten. Wieso assoziierten sie bei Sommersonnenwende nicht Aussaat und Fruchtbarkeit, warum dachten sie bei Feuer an Wiedergeburt (ein Symbol von Männerbünden), warum stellten sie sich ihre Bewegung als Teil eines Reiterheeres aus dem Osten vor?

Gegen die Heroisierung der Opfer

In der Geschichte der Arbeiterbewegung gibt es einen auffälligen Hang zum Totenkult. Auf dem Grab von Marx in London steht eine riesige Büste. Noch bekannter ist das Lenin-Mausoleum in Moskau. Aber das Phänomen reicht viel weiter. Erinnert sei nochmals an „Tord Foleson" für Männerchor. Oder Karl Marx und die Pariser Commune von 1871. Bekanntlich war Marx zunächst sehr kritisch gegen die Commune eingestellt. Dann aber schrieb er eine pathetische Schrift darüber, in der es zuletzt heißt, die Toten der Commune – „Märtyrer" nennt Marx sie – seien nun „eingeschreint in dem großen Herzen der Arbeiterklasse".[1] (Die Kommunistische Internationale unseres Jahrhunderts machte daraus eine stereotype Formel für die Opfer des Faschismus.)[2] Schreine mit irgendwelchen heiligen Gebeinen stehen in den katholischen Kirchen, und Marx wird sich welche in seiner Jugend in Trier angesehen haben. Ich vermute, dass die Erschossenen und Erschlagenen von 1871, hätten sie darüber noch bestimmen können, gegen diese Heiligsprechung protestiert hätten.

Es sind immer andere als die Opfer selbst, die mit ihnen ihre Welt in Ordnung bringen und überhöhen. Das Bedürfnis dazu, ein schlechtes religiöses Bedürfnis, sitzt offenbar tief. Die Heroisierung nimmt den Opfern als erstes ihre Eigenart, macht sie gleich. Mit den folgenden Texten möchte ich zunächst den Blick auf die Verschiedenheit all derer lenken, die unter dem Begriff „Opfer" abgehakt worden sind und werden. Vielleicht lässt sich dann auch, je konkreter es wird, das religiöse Bedürfnis ein wenig abbauen.

*

Franz Jung, Schriftsteller, Wirtschaftskorrespondent, KAPD-Mann, dann Leiter einer Zündholzfabrik in Sowjetrussland (und was sonst noch alles), einer der großen Außenseiter in der Geschichte der Arbeiterbewegung, hat gegen Ende seines Lebens eine Autobiografie geschrieben, die wohl der umfassendste Versuch ist, die Arbeiterbewegung zu entheroisieren. Sie hat fast keine Resonanz gefunden;

es ist, als wolle sie niemand haben. Den 1. Mai 1933, von der Hitler-Regierung zum „Feiertag der nationalen Arbeit“ proklamiert, schildert Jung so:

„In Berlin war an diesem Tage das Wetter besonders schlecht. Es schneite, typisches Aprilwetter. Im Laufe des Tages ging das Schneegestöber in Regen über. Auf den Straßen lag tiefer Matsch.

Zum ersten Male in der Geschichte sollte – wie es in der Presseverlautbarung hieß – auf dem Tempelhofer Feld eine Masse von anderthalb Millionen Menschen auf einem einzigen Platz versammelt werden. Aus dem Propagandaministerium wurde dazu der folgende Lagebericht veröffentlicht:

Bei einer Breite von sechs Gliedern können von einem Sammelplatz 18.000 Menschen in der Stunde abgelassen werden, von günstiger gelegenen Sammelplätzen eine Marschbreite von acht bis zehn Gliedern. Im Durchschnitt werden 20.000 Menschen pro Stunde von jedem Sammelplatz zum Tempelhofer Feld marschieren. Eine Million Menschen werden marschieren, 500.000 benutzen die Verkehrsmittel. Dreizehn Abmarschplätze, zehn Abmarschwege in zehn großen Kolonnen. Die Spitze der ersten Züge erreicht um 14 Uhr das Tempelhofer Feld, um 20 Uhr wird die Kundgebung beginnen.

Sie marschierten mit Trommlern und Pfeifern, Schalmeien und Blockföten, mit über 700 Blaskapellen – – – Sieg Heil!

Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund hatte die ihm angeschlossenen Freien Gewerkschaften angewiesen, sich geschlossen und in möglichst großer Zahl an dem Aufmarsch zu beteiligen. Das taktische Ziel mag gewesen sein, den neuen Machthabern den guten Willen zur Zusammenarbeit zu zeigen, zugleich mit der Hoffnung, die Regierung wird die Gewerkschaften am Leben lassen; der Vorsitzende des ADGB, Genosse Leipart, hatte sich Hitler zur Verfügung gestellt.

So sind an diesem Tage die sozialdemokratischen und kommunistischen Arbeiter, die gewerkschaftliche Elite der deutschen Arbeiterschaft, auf dem Tempelhofer Feld marschiert, eingestreut zwischen den SA- und SS-Standarten von Groß-Berlin, der Hitler-Jugend, den Ortsgruppenführern, Blockwarten, dem Bund Deutscher

Mädchen, dem Nationalsozialistischen Reitersturm, dem NS-Kraftfahrer-Korps, dem NS-Flieger-Korps und der NS-Frauenschaft (...)

Der nasse Dreck auf den Straßen flog nach rechts und links, vorwärts!"

Wie Jung dann fortfährt, hatte ich ursprünglich nicht wiedergeben wollen. Er will die Arbeiter verhöhnen, dachte ich. Aber darin, so glaube ich jetzt, habe ich mich geirrt. Was nach Hohn aussieht, ist Illusionslosigkeit, die Jung auch, ja in erster Linie gegenüber sich selbst beweist. Er „darf" deshalb so reden:

„Auf dem Feld waren die Plätze für die Kolonnen vermessen, Barrieren errichtet, 500 Laternen aufgestellt, neun je 14 Meter hohe Scheinwerfertürme gebaut, 19 Riesenlautsprecher, Telephonleitungen, 14 Befehlsstellen, 100 Meldestellen, über 100 Sanitätszelte mit Ärzten besetzt, und Abtritte gebaut.

In den Abtritten hatte sich die Organisation verrechnet. Oder sie sind überhaupt vergessen worden. Zudem waren die Kolonnen der Gewerkschaftler zwischen SA und SS so eingekeilt, dass es unmöglich geworden war, sich aus der Kolonne zu entfernen; die Ordner hätten das auch verhindert. Sehr viele hatten den Abend vorher im stillen Abschied gefeiert, von der Gewerkschaft, von der Partei, vom Sozialismus, mit Bier und Korn, in den Stammlokalen. Das machte sich jetzt bemerkbar. Die Festteilnehmer konnten, vor Kälte schlotternd, das Wasser nicht halten, es ging in die Hosen und in die Marschstiefel, im Lärm der Trommler und Pfeifer, der Schalmeien und der Blockflöten – – – Sieg Heil!!!" [3]

(Am folgenden Tag besetzten SA und SS die Gewerkschaftshäuser, die freien Gewerkschaften wurden aufgelöst.)

Die nassen Hosen: eine für Jung typische Übertreibung. Aber ich vermute, dass er die wahnsinnige Angst, die durch das ganze Arrangement erzeugt wurde, sehr treffend erfasst hat.

*

Toni Pfülf, Tochter eines bayerischen Offiziers, war Hauptlehrerin in München, Schülerin des Reformpädagogen Georg Kerschensteiner, bevor sie 1915 aus dem Schuldienst ausschied, um sich ganz der Politik zu widmen. Von 1919 war sie ununterbrochen bis 1933 SPD-Abgeordnete der Nationalversammlung und des Reichstags. 1931 drängte sie in der SPD-Fraktion darauf, mit der Tolerierung Brünings Schluss zu machen.

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten eine letzte Steigerung der Aktivität – Reisen durch Deutschland mit wichtigen Kurieraufträgen des Parteivorstandes –, innerlich tödliche Verzweiflung über die schrankenlose Ausbreitung des faschistischen Terrors. Am 17. Februar 1933 legte sie testamentarisch den Text für ihre Todesanzeige fest: „... Sie ging mit dem sicheren Wissen von dem Sieg der großen Sache des Proletariats, der sie dienen durfte". (Ein Satz, über den sich nachzudenken lohnt. Person und Sache gehen unwiderruflich auseinander, aber trotzdem werden beide noch einmal miteinander verklammert, über das Wissen.) In der Vorbesprechung der SPD-Fraktion vor der Abstimmung des Ermächtigungsgesetzes brach sie weinend zusammen. Zuhause ein Selbstmordversuch, bei dem sie gerettet werden konnte. Pfingsten 1933 notierte sie für ihre Schwester aus den Sprüchen Salomons (Kapitel 8, Vers 31): „Meine Lust ist bei den Menschenkindern". Am 8. Juni nahm sie Gift. Unter ihren Papieren fand man, auf einem Briefbogen des Deutschen Reichstags, die Dramenverse:

„Erweise dich Volk! Volk versagst du jetzt
dann sprichst du selber:
Jene die als Knecht
mich schändeten sie taten recht!" [4]

*

Ende 1935 teilte Paul Löbe (SPD), der langjährige Reichstagspräsident, seinem Parteifreund Wilhelm Keil mit, „dass wieder eine von unseren Frauen geglaubt hat, das Leben nicht mehr länger ertragen zu können. *Mina Bollmann* [SPD-Reichstagsabgeordnete der Weimarer Zeit] ist kurz vor Weihnachten und kurz vor Vollendung ih-

res 60. Lebensjahres freiwillig davongegangen – die dritte nach Toni Pfülf und Mathilde Wurm [die sich im Exil in London das Leben genommen hatte]. Dagegen sah ich kürzlich einmal Gustav Noske in alter Robustheit bei Eberts. Ich gestehe, dass ich oft im Zweifel bin, ob diejenigen nicht das bessere Los erwählten, die rechtzeitig die Augen schlossen, ehe sie die doch vielfache Vernichtung ihres Lebenswerkes ansehen mussten. Aber in die meisten von uns hat Mutter Natur doch den Mut und den Wunsch zum Leben gelegt, auch unter den bittersten Enttäuschungen, und man zieht es vor, sie auszukosten, statt stillen Abschied zu nehmen".[5]

*

Das Grab eines solchen Toten konnte der Ort einer letzten Demonstration werden. „Am Himmelfahrtstag", so heißt es in einem Bericht aus dem Frühjahr 1934, „einen Tag bevor sich der Todestag des Hamburger sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten *Adolf Biedermann* zum ersten Male jährte, gedachte die Hamburger Arbeiterschaft ihres Vertrauensmannes, der im Vorjahre angesichts der Schande des Nazi-Deutschlands seinem Leben ein Ende setzte. Über 5.000 Hamburger Männer und Frauen besuchten an diesem Tage die Grabstätte Adolf Biedermanns. Sie war über und über mit Blumen bedeckt. Unter der Fülle der Blumenspenden bemerkte man einen Kranz mit roter Schleife und ein Blumengebinde, das die drei Buchstaben D. A. E. (Disziplin, Aktivität, Einigkeit) darstellte. Die stumme Demonstration währte den ganzen Tag und auch am darauffolgenden Todestage Adolf Biedermanns war das Grab das Ziel vieler Friedhofsbesucher"[6]

Ein Gutes hatte die Situation: da konnte niemand eine Rede halten.

*

Ein Gedicht von *Heinz Langerhans* aus der zweiten Hälfte der 30er-Jahre; Langerhans war wegen „Korschismus" aus der KPD ausgeschlossen worden (ein Wort aus der Ketzergeschichte des deutschen Kommunismus, gebildet nach Karl Korsch, einem marxistischen Theoretiker, der mit der Parteilinie in Konflikt geraten war), saß von

1934 bis 1936 im Zuchthaus, dann bis 1939 im Konzentrationslager, wurde am Geburtstag des „Führers“ freigelassen und entkam nach Holland ins Exil:[7]

Liebknecht war Rechtsanwalt,
Verteidiger der Ausgebeuteten,
der auf den Kasernenhöfen Geschundenen.
Er stimmte gegen die Kriegskredite.

Der Abgeordnete erhob
auf dem Potsdamer Platz seine Stimme
am ersten Mai 1916.
Gegen Kanonen erhob er die Stimme.

Er wurde nicht auf der Stelle erschossen.
Sondern man ließ ihn seine Zeit abwarten
in Luckau.

Als die Zeit gekommen war,
wurde der Redner der Massen
von den ersten Faschisten ermordet.

Hoelz hatte in den Materialschlachten gelernt.
Er nahm sich daraus mit, was er gebrauchen konnte.
Ein Zahlabend ist noch keine Aktion.
Ein Schützenverein ist kein Stoßtrupp.

Die Stimmen waren in der Garderobe abzugeben.
Er zog die Eierhandgranate ab
und pflasterte sie in den Saal.
Die Rednertribüne war abgebaut.

Der Trupp war noch nicht richtig in Form.
Man handhabte die Waffen zögernd,
und dachte viel an Gerechtigkeit.
Schinderhannes im Vogtland.

Als sie die Rebellen eingefangen hatten,
gab es einen Prozess
mit Prozessordnung und Verteidiger.
Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden.

Als sie ihn wieder freigelassen hatten,
sagte ein GPU-Kommissar zu ihm:
Du Bandit – und ertränkte ihn in der Wolga.
Die Umgangsformen vereinfachten sich.

(In Luckau verbüßte Karl Liebknecht eine mehrjährige Zuchthausstrafe, zu der er nach der Antikriegsdemonstration auf dem Potsdamer Platz verurteilt worden war. Max Hoelz, eine Art Schinderhannes der deutschen Arbeiterbewegung, war nach seinen Aktionen im Vogtland und angrenzenden Gebieten 1919-1921 zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, jedoch 1928 nach einer großen Kampagne für seine Freilassung amnestiert worden. Die KPD machte viel Propaganda mit ihm. Dann emigrierte er in die Sowjetunion, wo er 1934 unter ungeklärten Umständen ums Leben kam. Die offizielle Version lautete, er sei beim Baden ertrunken; unter der Hand, auch in KP-Kreisen, erzählte man, Beamte der russischen Geheimpolizei hätten ihn „betrunken gemacht und dann im Fluss ersäuft ... wie einen räudigen Hund".)[8]

*

Hitler-Stalin-Pakt 1939, Auftakt des Zweiten Weltkriegs. Die ersten vier Zeilen eines weiteren Gedichts von Heinz Langerhans:[9]

Kameraden Komsomolzen, ihr wisst besser
als manch einer: nah liegt die Hand beim Messer,
wenn solche Freundschaft schließen.
Doch das wird euch nicht verdrießen.

*

Verbreitet ist ein spöttischer Ton, wenn vom Tausendjährigen Reich

gesprochen wird. Die 12 Jahre, die es faktisch gedauert hat, vor allem die Jahre des Krieges, waren eine Ewigkeit lang. Bloßes Objekt und immer wieder Situationen ausgeliefert zu sein, in denen er gegen seine Lebenshaltung und Überzeugung handeln muss – das hält der Mensch nicht aus, jedenfalls nicht 12 Jahre lang. In dem Gefühl zu zerbrechen hat er zwei Möglichkeiten: entweder er zerstört sich selbst (siehe den Brief Johann Kniefs aus dem Ersten Weltkrieg im vorigen Kapitel, siehe Toni Pfülf, siehe Mina Bollmann), oder er konstruiert gegen die zerstörerische Realität wenigstens ein Eckchen Sinn. *Alphons Stiller*, ein ungewöhnlich selbständiger und kämpferischer Arbeiter, den in der Zeit der Weimarer Republik auf seinen zahlreichen Arbeitsstellen im Bergbau, in der Landwirtschaft usw. nichts und niemand hat kleinkriegen können – in einem langen Filminterview hat er sein Leben erzählt –, wird Weihnachten 1939 in Mecklenburg, wo er als Forstarbeiter beschäftigt ist, zur Wehrmacht eingezogen. Da er auf einem Auge erblindet ist, kommt er in ein leichtes Straßenbaubataillon. Er ist 34 Jahre alt. Im Mai 1940 nimmt er am Frankreichfeldzug teil. Gleich hinter den vordringenden deutschen Panzern wird das Straßenbaubataillon eingesetzt, das für die nachrückende Infanterie die Straßen freiräumen muss. Er beschreibt es als besonders furchtbar, zu sehen, wie die deutschen Stukas sich auf die Flüchtlingstrecks – Frauen, Kinder, Alte – stürzen und mit Bordkanonen hineinschießen. Die Bausoldaten müssen die Leichen wegräumen und in Massengräbern beerdigen. Stiller fährt fort:

> „Aber, wie gesagt, mit der Zeit, nicht wahr, stumpft der Mensch ab. Das ist genauso als wie ein Arzt, der seine Arbeit nicht machen könnte, nicht wahr, als Chirurg, beispielsweise nicht machen könnte, wenn er bei seinem Schneiden mit dem Messer, mit dem Skalpell meinte, er täte jemandem weh und das würde ihm selbst weh tun, nicht, der tut ja dem Patienten keinen Gefallen und so war das auch bei den Soldaten. Was zu tun notwendig war, nutzte im Endeffekt sogar den Leuten, nicht wahr, wenn wir beispielsweise die Nichtverletzten vertrieben, und dann die Leute auch manchmal dann, nicht wahr, weinten und ihre Toten beerdigen wollten. Muss man doch bedenken, dass der Krieg sich im Sommer abspielte, furcht-

bar, aber es war so, und dass ruck zuck, nicht wahr, die Leichen, die beispielsweise die Brust aufgerissen oder sonstwie, nicht wahr, ruck zuck waren die besetzt voll Fliegen und sonstigem Ungeziefer und die Seuchengefahr war ja ungeheuer groß".[10]

*

Einige Zeit später kommt Stiller in ein Truppenlager am Golf von Biskaya, in dem erbeutetes Kriegsmaterial zum Abtransport nach Deutschland gesammelt wird. Wiederholt fährt er wegen Reparaturen, Ersatzteilen usw. mit dem Fahrrad nach Bordeaux, und dort kommt er ins Gespräch mit französischen und emigrierten deutschen Arbeitern. Dabei erhält er Informationen über die militärische Lage, die ihn nach kurzer Zeit zu der Überzeugung bringen, dass Deutschland den Krieg verlieren wird. Wie lebt man mit dieser Einsicht weiter? „Ich will hier nicht große Worte sprechen, reden, nicht wahr, dass ich mir Gedanken machte, wie geht es dann mit den Arbeitern und den Auseinandersetzungen der Arbeiter mit den Kapitalisten, sondern ganz einfach, wie stelle ich mich auf dieses Geschehen ein, damit ich *überlebe*. Das war das allererste und was kann man bewirken, wenn man überhaupt Kontakt sucht ..." [11]

Wenn überhaupt! Stiller sieht sich in seiner Kompanie um: Unpolitische Mecklenburger, überwiegend Landarbeiter. Bei Kontakten mit anderen Truppenteilen: Vorsicht vor jedem Gespräch über die Aussichten des Krieges, weil man überall bespitzelt und denunziert werden kann. Mit anderen Worten: Im Kontext der siegreichen deutschen Blitzkriege macht die Einsicht und Erkenntnis *noch einsamer*.

Stiller versucht nur noch, über die Runden zu kommen:

„Es war ein, sagen wir mal, sich selbst betäuben, sich selbst etwas vormachen, ja, und jeder Tag, der dann vergangen war, den rechnete man eben als ein Tag, nicht wahr, der muss ja zwangsläufig bei dem Kriegsende um so und so viel näher gekommen sein. Man konnte ja keine Pläne machen für was werde ich hier oder was werde ich dann und dann tun, nicht wahr. Man saß da drin in der Einheit, nicht wahr, und jede Veränderung, nicht wahr, das waren

> Befehle, nicht wahr, die von oben kamen ... Ich bin dann mehr und mehr dazu übergegangen, sagen wir mal, aus den Möglichkeiten, die sich boten, alles zu machen, nicht wahr, was man in irgendeiner Form genießen konnte. Da kommt die Einstellung, nicht wahr, genieße den Krieg, denn der Frieden wird schrecklich ... Das bedeutet zumindest schon die Erkenntnis, dass das, was die deutschen Heere, die deutsche Kriegsmaschinerie im Ausland an Brutalitäten getan haben ..., das kann nicht ungesühnt bleiben, und bezahlen werden wir oder werden wir alle ... Wir gewöhnten uns an, nicht wahr, französischen Wein zu trinken, und gewöhnten uns an, nicht wahr, nach französischen Frauen zu suchen".

Beim Einmarsch nach Frankreich 1940 interessiert sich Stiller als leidenschaftlicher Angler für Angelgerät; er hat gesehen, wie gern die Franzosen angeln. Er geht in ein Haus, sieht, dass die Schubladen aus den Schränken herausgerissen sind, fängt trotzdem an, darin herumzuwühlen, findet nichts, nur ein gutes Taschenmesser; „und das steckte ich mir ein und wollte dann rausgehen und als ich mich umdrehte, sah ich, dass hinter der Tür in einem Stuhl ein alter Mann saß, kein Wort sagte und mich nur anschaute. Den Blick dieses Mannes konnte ich nicht ertragen, ich glaube, ich bin rot geworden im Gesicht, so habe ich mich geschämt und hab mich an dem alten Mann vorbeigeschlichen nach draußen."

Stiller betont:

> „Das war im Anfang des Krieges. Späterhin, nicht wahr, wurde das mit der Moral immer schlechter, nicht, so beispielsweise war es mir dann gegen Ende des Krieges in Italien furchtbar wurscht, wenn ich gesehen habe, da lief auf einem Bauernhof ein Huhn oder sonst irgendetwas, nicht wahr, und wenn gerade kein Offizier dabei wahr, nicht wahr, dann schoß ich mit dem Karabiner darauf ... da gab es keine Skrupel mehr, da machte es gar nichts mehr aus, obwohl man doch auch wusste, dass das, was wir empfanden, nämlich Hunger, die Verpflegung war schlecht, dass das vielleicht auf diese Menschen noch mehr zutraf, denen wir dort vielleicht das letzte oder vorletzte Huhn weggenommen haben. Das war für mich ein Beispiel dafür zu zeigen, nicht wahr, wie der Krieg ganz einfach alle moralischen

Werte über Bord wirft".[12]

Der Weltkrieg, das war für Millionen der Verlust der Angehörigen, von Hab und Gut, der Heimat, das waren unendliche Strapazen im Kampf ums Überleben. Für Sozialisten und Kommunisten – und für viele andere, auch für nicht wenige gläubige Nationalsozialisten – war es noch mehr: Zerstörtwerden und Selbstzerstörung.

*

Ein weiteres Dokument aus allerjüngster Zeit, mit dem ich zeigen möchte, wie sich die 12 Ewigkeitsjahre des Dritten Reiches für viele in die Nachkriegszeit verlängerten. 1981 erschien im „Remscheider Generalanzeiger" ein Artikel über den Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Remscheid.[13] Harald Neumann, Betriebsrat in einer Remscheider Messerfabrik, meldete sich dazu mit einem Leserbrief und fragte, warum es kein Denkmal für diese Opfer des faschistischen Terrors gebe; immerhin stehe ja auch ein Kriegerdenkmal in den städtischen Anlagen. Daraufhin erhielt Neumann einen anonymen Brief mit dem dringenden Rat, diese Idee nicht weiter zu verfolgen. 1950 oder 1960 wäre dazu Zeit gewesen, aber jetzt:

> „... Die Zeit ist verstrichen, der Kampfgeist von damals dahin. Wir haben nichts gewonnen, nur dämliche Esel sind wir als kleiner noch lebender Rest. Wir gelten von damals als Verführte für unseren Kampf und KZ-Zeit. Viele haben es eingesehen, nicht mehr als Widerstandskämpfer in der Öffentlichkeit zu gelten. Auch ich habe es eingesehen, trete deshalb von dieser Sache ab und fühle mich viel freier als Mensch ... Warum alles wieder? Was ist aus Dachau geworden – am Ende übt die Bereitschaftspolizei auf diesem Boden. Die Kämpfer von damals sterben aus. Gelten als Verführte jetzt und haben mit der damaligen KZ-Zeit für immer Schluss gemacht ...
>
> Ein ehrlicher Verfolgter, der die Gesinnung für immer geändert hat und seine Reue bekennt." [14]

Die Wiederkehr der Mörder (II)

Welche Chancen hatte der Sozialismus nach dem Ende des Dritten Reiches? Diese Frage wird meist in der Form diskutiert, dass man den Spielraum auszuloten versucht, den die Besatzungsmächte ließen, dass gefragt wird, ob die Arbeiterorganisationen ihren Spielraum ausgeschöpft, welche Fehler sie gemacht haben usw. Ich möchte bei der Perspektive der Subjekte bleiben. Warum waren die deutschen Arbeiter, so ist kürzlich gefragt worden, „so genügsame, verzagte, resignierte Demokraten?“[1]

*

Ich weiß es nicht, wie es kam, dass der alte Mann sich plötzlich öffnete. Anfang dieses Jahres (1982) stand ich im Metzgerladen. Der Seniorchef bediente mich. Bevor ich meine Wünsche nannte, fragte ich nach der Silvesternacht. Oh, da mache er es sich immer besonders schön mit seiner Frau, eine große leckere Platte, ein guter Wein, und den ganzen Abend leichte Unterhaltung auf dem Bildschirm. Die brauche er – ich war in Russland, sagt er. Wie lange? Neun Jahre – Krieg und Gefangenschaft. Er erzählt ein bisschen, vom Hunger, den Erniedrigungen von Frauen, die er gesehen hat, erst bei den Nazis, dann bei den Russen, vom Heimweh – „jeden Abend ging die Sonne dort unter, wohin ich hätte laufen müssen, um nach Hause zu kommen“. In seiner Stimme liegt ein Ton, als wenn er sagen wollte: Ach, wenn ich alles erzählen wollte ... Die Schwiegertochter bittet mehrmals, an die Bedienung der vielen Kunden zu denken, die im Laden stehen, aber der alte Mann geht nicht schroff, aber bestimmt darüber hinweg. Ja, und das alles steige nun von Zeit zu Zeit immer wieder hoch, bis heute. Dann habe er Albträume, von denen er nichts wisse, die seien so schlimm, dass seine Frau um sein Leben fürchte. Sie schütte dann, die Flasche stehe immer bereit, schieren Rum in ihn hinein. Er selbst merke erst morgens, was wieder mit ihm los gewesen sei, und er brauche dann volle zwei Tage, um wieder auf die Beine zu kommen. Ja, und die Silvesternacht, das seien nun auch solche Stunden, in denen alles wieder hochkomme ...

Von einem Freund erfahre ich, dass sein Vater Alkoholiker war und 1958 im Alter von erst 38 Jahren starb, in der Narkose vor einer Operation. Er hatte den Russlandfeldzug von Anfang an mitgemacht, nicht als SS-Mann, aber als Truppenmitglied des besonders brutalen und Hitler willfährig ergebenen Generals Schörner, den der Diktator 1945 in seinem Testament sicherlich nicht zufällig zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannte.

Eine Freundin erinnert sich an einen Onkel, der unheilbar impotent aus dem Krieg zurückgekommen ist. Ein ganz lieber, sanfter, behutsamer Mann, sagt sie, nur über den Krieg mochte er nicht sprechen, da wehrte er immer mit müder Geste ab.

Von einem anderen Mann, der nach 1945 Alkoholiker wurde, erzählt eine Frau im kleinsten Freundeskreis am Heiligabend 1981 (auch solch ein Augenblick, in dem die Gedanken zurückgehen). Irgendwann hat sie von ihm erfahren, dass es immer wieder eine Szene war, die vor seinem Auge auftauchte. Eines Tages liegt er in Russland in einem Kornfeld, abseits der Truppe, es ist Kampfpause, und er träumt; er ist gar nicht mehr in Russland, sondern er liegt in einem Kornfeld in seiner ostfriesischen Heimat. Plötzlich taucht wenige Meter vor ihm ein Russe auf. Der Russe sieht ihn, er lacht über das ganze Gesicht, er breitet die Arme aus, lass dich umarmen, Bruder, aber in dem Deutschen löst das Unerwartete den eingedrillten Reflex aus, er reißt das Gewehr hoch und schießt dem auf ihn zulaufenden Russen in den Bauch.

Der Schwiegervater eines Freundes, Arbeiter, bis 1933 in der Arbeiterbewegung aktiv, ist immer wieder für mehrere Wochen depressiv. Bei ihm ist es eine Szene bei Stalingrad, von der er nicht loskommt. Seit Beginn des Krieges hat er gehofft, immer nur hinten eingesetzt zu werden, um an den Verbrechen des Regimes, das er bekämpft hat, sowenig wie möglich mitschuldig zu werden. Nun ist seine Einheit in der Nähe von Stalingrad. Sie erhält den Befehl, mehrere MG-Stellungen in einem großräumigen Dreieck aufzubauen. Ein Todesdreieck: kommt der Feuerbefehl, dann regt sich auf der ganzen Fläche nichts mehr. Zum Glück ein ruhiger Frontabschnitt, so versucht sich der Mann zu beruhigen, in ein paar Tagen sind wir hier wieder weg. Doch dann geschieht es: nahegelegene Dörfer werden in Brand geschossen, und eine fliehende Menschenmenge,

Alte, Frauen und Kinder, bewegt sich mitten in das Dreieck hinein. Feuerbefehl ...

Eine Zwischenbemerkung: ich bin mir bewusst, dass ich hier Arbeiter neben Männer aus bürgerlichem Elternhaus stelle. Ich denke, dass Klassenunterschiede die menschliche Natur nicht bis in die Tiefen spalten können, um die es hier geht. Wichtig bleibt der Unterschied, ob jemand ein Gegner des Regimes war, ob ein Anhänger oder ein Mitläufer. Aber sogar dieser Unterschied kann, wie der Fall des Arbeiters bei Stalingrad zeigt, relativ werden.

Ein letztes Beispiel. In der Affäre des nationalsozialistischen Marinerichters und CDU-Ministerpräsidenten Filbinger meldete sich jemand mit einem Leserbrief zu Wort: „Die Behauptung ist absolut falsch, dass man gar nichts habe tun können gegen die Exekutionsmaschinerie der Nazis". Und weiter: „Ich habe als Frontsoldat Tag für Tag gemordet und muss nun damit leben". Die Reaktion: ein Sturm der Entrüstung. Der Schriftsteller Bernd Rachel hatte eine gute Idee: er suchte den Leserbriefschreiber auf. Der Besuchte, der ehemalige Flugzeugführer und U-Boot-Kommandant Ernst Günter Unterhorst, gab ihm bereitwillig Auskunft. Aus dem Interview,[2] das mich sehr aufgewühlt hat, zitiere ich etwas ausführlicher:

> „Dann kam die Zeit der Tiefangriffe unter dem General Richthofen ... Wir flogen Tiefstangriffe, wir flogen also über jede Hecke, vollgepfropft mit Bomben und griffen Truppenverbände an. Wenn Sie da über nen kleinen Huckel kommen und Sie sehen was vor sich, dann, wenn Sie nicht sofort schießen und Sie treffen nicht, dann ist Feierabend. Aber dann sehen Sie ja die Bilder, Sie sehen ja die Lastwagenkolonnen – die Angriffe fanden ja unmittelbar hinter der Front statt –, die zur Front gehen; Sie sehen ja, was Sie mit Ihrer, was ich z. B. mit meiner vollautomatischen Schweizer Zwei-Zentimeter-Kanone da anrichte. Wenn ich über nen Erdhuckel komme – Schatten – und der Funker und der Bordschütze hinten – sofort wurden die Flächen bestrichen. Ich hab ja gesehen, dass sie zwei Kinder umgelegt hatten ...
>
> Ich fühle mich als Mörder. Wie soll ich denn stehen zu diesen beiden Kindern, wie ich gesehen hab, dass ich selbst, nicht einer meiner Bordschützen – ich kann mich ja entschuldigen, ich könn-

te sagen ... – nein, ich selbst war es mit einem Zwei-Zentimeter-Sprengstoffgeschoss. Wieso ist das denn kein Mord? Kann ich denn nachher hingehen und sagen, mir ist das befohlen worden; wenn überhaupt so was zu befehlen ist. Mir ist ja befohlen, Soldaten umzulegen, doch nicht Kinder.* Wieso ist es kein Mord, wenn man das Gaswerk in einer zivilen Stadt in die Luft jagt?"

Unterhorst verallgemeinert:

„Sechs Millionen Tote, Vergaste, Juden usw., eingesperrte Menschen, um ihr Leben, Gesundheit und Glück gebrachte Menschen im KZ – wie war denn das nur möglich? Denn wenn wir keinen Krieg gehabt hätten, wäre das ja gar nicht möglich gewesen. Also war diese ungeheure Menschenvernichtung nur möglich unter dem Schutz der kämpfenden Soldaten. Was also war ich? Ich hab Beihilfe zum Mord geleistet. Man kommt ja gar nicht um solche Konsequenzen herum. Ich hab nach dem Krieg jahrelang furchtbar darunter gelitten und kam auch in meinem Leben nicht mehr weiter, weil ich da Schwierigkeiten hatte. Ich träumte nachts wild, meine Frau kann das auch noch sagen, es war schlimm. Kann man nicht bewältigen ..."

Das Wort „Schwierigkeiten" sei kurz erläutert: Nach einigen Jahren, in denen er versuchte, in der Handelsmarine Fuß zu fassen, äußerlich erfolgreich, ließ sich Unterhorst pensionieren, zog sich mit seiner Frau aufs Land zurück und begann, seltene Papageienarten zu halten, um sie vor dem Aussterben zu bewahren.

Den Gedanken an seine Albträume nimmt Unterhorst gegen Ende des Gesprächs wieder auf:

„Warum trauern wir denn nicht? Warum schieben wir immer alles ab auf andere? Wo ist denn der Unterschied, ob ich in Uniform

---

* Ich war knapp 8 Jahre alt, als 1945 meine Mutter, meine Großmutter, zwei jüngere Brüder und ich aus einem kleinen Dorf in Pommern auf die Flucht gingen, und ich spüre heute noch in mir die Angst vor den auftauchenden Tieffliegern. Meine Lieblingscousine, die etwas jünger war als ich, ist 1945 auf einem Feld, auf dem es keine Deckung gab, von einem Tiefflieger abgeschossen wurden.

Menschen töte oder in Zivil? ... Ja, ich gehe noch weiter: warum ist es mir nicht toleriert zu sagen, ich habe da gemordet? Da kommt ein Aufschrei, nicht nur von den ehemaligen und heutigen Offizieren, sondern auch von den Politikern. Das ist doch keine besondere Erkenntnis, dass wir für einen Verbrecher gemordet haben in einem Aggressionskrieg, wie es schlimmer nicht sein konnte ... Wie soll ich mich denn mit meinen Träumen auseinandersetzen, wenn nicht so offen? Wie die anderen Leute das machen, keine Ahnung, wahrscheinlich haben die keine Träume".

*

Dieses Land steckt, davon bin ich überzeugt, bis zum Rand voll solcher Geschichten. Auch die Frauen haben ihre Geschichten. Sie haben – ich weiß das aus Gesprächen – noch die Juden vor Augen, wie sie erniedrigt, gejagt und schließlich weggeschleppt wurden, sie sehen die ausgemergelten Zwangsarbeiter oder die Kolonnen der KZ-Häftlinge.

In den Nachkriegsjahren kam die *ganze* Wahrheit zutage, durch Bücher und Berichte, durch die Nürnberger Prozesse. War diese Wahrheit nicht zum Verrücktwerden?

Verrücktwerden: das ist mehr als Trauerarbeit. Mit Trauerarbeit schließen wir die Lücke, die der Verlust eines Liebesobjekts gerissen hat. Darum aber ging es nach dem Ende des Dritten Reiches nicht, jedenfalls nicht im Kern. Insofern finde ich Mitscherlichs berühmte Diagnose der Nachkriegsdeutschen, die „Unfähigkeit zu trauern", unzulänglich.

*

Ich denke, der Sozialismus hätte nach dem Ende des Dritten Reiches, wenn er eine Antwort auf die Erfordernisse der Situation sein sollte, ganz neu definiert werden müssen. Der Wiederaufbau autonomer Arbeiterorganisationen, die Entmachtung der Nazieliten und der Profiteure des verbrecherischen Systems, der Kampf um demokratische Verfassungen, die Überführung von Schlüsselindustrien in Gemeineigentum usw. – das alles war wichtig. Aber das

Wichtigste wäre die Utopie einer Gesellschaft gewesen, in der dauerhaft öffentlich über das Geschehene geredet wird. Nicht über das Geschehene als abscheuliches System, mit dem man selbst nichts zu tun hat, so wie die Bolschewiki nach der Oktoberrevolution über den Zarismus geredet haben, sondern über die persönliche Teilhabe am Verbrechen, über das, was nie mehr gutzumachen ist und nie mehr vergessen werden kann, und auch über die Albträume.

Ich gehe beiden Elementen nach: „öffentlich" und „reden". Zunächst zur Rede als solcher. Die große Gefahr – die dann auch eintrat – bestand darin, dass die Menschen das Geschehene in sich einschlossen, sei es aus Angst vor den Reaktionen auf die Mitteilungen, die sie hätten machen müssen, sei es weil sie nicht hartnäckig genug gefragt wurden, sei es in dem stillschweigenden Übereinkommen, es sei besser zu schweigen. In manchen Ehen hat es bis zur Ausstrahlung von „Holocaust" gedauert, bis die Frau erfuhr, was der Mann im Weltkrieg getan hatte, in anderen Ehen hat die Klammer des Schweigens auch die Fernsehserie überstanden. Das Gespräch zwischen den Generationen ist noch tiefer abgerissen, als es ohnehin schon immer geschieht** (und ich verweise nochmals auf die Geschichte der Familie S., um zu unterstreichen, was das bedeutet). Menschen, die im Gespräch mit Jüngeren einen Teil ihrer Vergangenheit ausblenden, erzählen bald überhaupt nicht mehr von der Vergangenheit, oder sie schablonisieren derart, dass die Jüngeren

** Eltern lassen ihre Kinder darüber im Unklaren, was sie mit ihnen in der Kindheit gemacht haben. So müssen die Kinder selbst entdecken, dass sie seit dem ersten Atemzug Opfer waren, und zwar nicht Opfer irgendwelcher böser Mächte, des Krieges, der Nazis oder was immer, sondern Opfer der geliebten Personen, die sie ins Leben gezogen haben. Aber eben diese Entdeckung und die Trauer darüber gilt als verächtliche Form des Selbstmitleids. Dabei wäre die Trauer über sich selbst die Voraussetzung dafür, auch über andere trauern zu können, und die Voraussetzung dafür, wieder lachen zu können. Andererseits ist ein gewisser Bruch zwischen den Generationen notwendig. Man könnte ja kaum aufwachsen, wenn der ganze Haufen der Erwachsenen die Masse der Menschheitsprobleme auf einen wälzen würde. Das Ideal wäre, ganz allgemein formuliert, dass die Erwachsenen mit der „Geschichte" und den „Geschichten" herauskommen, wenn die Kinder danach fragen, und dabei doch den Kindern ihre eigene Welt lassen.

die Lüge bald durchschauen und sich abwenden. Daher der Geschichtsverlust, der in Deutschland so besonders markant ist und der auch die lebendige Tradition der Arbeiterbewegung getroffen hat.

Die Rede im kleinen Kreis, im Verein oder in der politischen Organisation allein hätte freilich nicht genügt: es hätte öffentlich über das Geschehene geredet werden müssen. (Das eine ist freilich die Bedingung des anderen; woher soll der Mut im großen Kreis kommen, wenn er im kleinen nicht aufgebracht wird?) Nur so hätte die um sich greifende Arbeitswut bekämpft werden können, die seitdem die westdeutsche Gesellschaft geprägt und die ihre zerstörerische Kraft auch gegen die Arbeiterbewegung entfaltet hat: Arbeit als makabre Form der „Wiedergutmachung" (die nie gelingen kann) und Arbeit als Mittel der Verpanzerung und der kranken Ich-Stabilisierung (ein Charakteristikum des Faschismus).[3] Dieser Kampf wäre die Vorbedingung des Kampfes um die genannten klassischen Ziele der Arbeiterbewegung (Sozialisierung usw.) gewesen. Wo er nicht aufgenommen wurde, war Abstumpfung die unausbleibliche Folge. Das Schweigen fraß sich ins Innere der Menschen und verzehrte auch die Kraft für alles andere.

Wieder kehren die Mörder zurück, in ganz neuer Gestalt. Es sind nicht mehr „die Noskes", „die Sipos", „die Gestapo", „die SS". Die Mörder sind nicht mehr außen, sondern stecken jetzt in jedem. Und das Schweigen ließ sie unangetastet, das heißt zugleich: unangetastet wachsen. Das allseitige Schweigen; ein Pakt der Mörder, die beschlossen haben, sich in wohlanständige Bürger zu verwandeln, und die es doch niemals loswerden, dass sie sich gegenseitig durchschauen.

Freilich nicht alles war Schweigen im strikten Sinne. Die zugehörige Ergänzung ist das Schwadronieren, das von Zeit zu Zeit aufbricht. Da wird dann von „Auswüchsen" gesprochen. Terror, Erschießungen, Ausrottungsfeldzüge, die Konzentrationslager usw. – das alles wird zu Randerscheinungen erklärt. „Die Armee blieb sauber!" so lautet ein Kernsatz.

Viele haben ihr Schweigen auch nicht als Schweigen empfunden, zumindest nicht als Verschweigen, sondern die Geschichte war für

sie erledigt. Sie wollten nicht erinnert werden, weil sie sich jetzt endlich gut fühlten. Die Juden, die Kommunisten, die Zigeuner – das alles war ja aus der Welt geschafft. Sie waren zufrieden und wollten jetzt die neue Welt bauen.

Die innere Bewegung von Versailles 1919 nach Potsdam 1945: von einem Körper mit abgeschnittenen Gliedern (Elsass-Lothringen, Saargebiet, Oberschlesien usw.) zu einem geteilten Körper. Endlich die gelungene Spaltung, die alles Böse und Zerreißende in den abgetrennten Gebieten ließ und alles Gute und das Leben Stützende hier. Die Teilung Deutschlands war die beste Versicherung gegen das Verrücktwerden – alles Verrücktmachende war „drüben". Insgeheim waren und sind die Westdeutschen glücklich mit dieser Teilung. Sie ist die Basis ihrer Entwicklung zu einer relativen (und für Deutsche schon ganz beachtlichen) Friedfertigkeit. Sie ist auch die Basis dafür, dass es bei uns eine alternative Gesellschaftsordnung auf unabsehbare Zeit nicht geben wird.

Schluss

Vielleicht sollte ich zuletzt kurz sagen, was das, was ich dargelegt habe, für mich bedeutet und welche Schlussfolgerungen ich daraus für mich persönlich gezogen habe.

Religion und „wissenschaftlicher" Sozialismus – diese beiden Sterne in meinem Leben sind endgültig untergegangen. Die Rückkehr zur Religion ist unmöglich, auch wenn ich die Religion nicht als Opium des Volkes und als Priesterbetrug begreife; sie scheitert an der Unmöglichkeit, Gott oder Götter zu erleben. Der Glaube an den gesetzmäßigen Fortschritt der Geschichte ist zerbrochen; ich muss handeln ohne das Wissen, wohin die Menschheit geht.

Die Betrachtung des Kosmos führt mich nicht zu der Gewissheit, dass die Entwicklung vom Niederen zum Höheren geht (soweit bin ich Friedrich Engels übrigens nie gefolgt, und Oswald Köhler habe ich erst bei der Ausarbeitung dieses Buches kennengelernt). Wenn ich mich in den Sternenhimmel vertiefe, empfinde ich vielmehr eine ungeheure Gleichgültigkeit. In diese Gleichgültigkeit hinein, denke ich, werden wir Menschen uns also auflösen, wenn wir uns eines Tages selbst vernichten, sei es durch einen Atomkrieg, sei es durch die Zerstörung unserer natürlichen Lebensgrundlagen.

Auch und gerade wenn es also keine außerirdischen Haltepunkte gibt: ich träume, und in diesem Sinne bin ich religiös, von einer Welt des Friedens, des Glücks und der Gerechtigkeit. In diesem Traum bin ich mit vielen Menschen verbunden. Aber ich bin gegen Priester, die ihn verwalten, gegen klassische Schriften und gegen die Heroisierung derjenigen, die für diesen Traum verfolgt werden. Schon das Wort „Opfer" macht mich misstrauisch.

Vielleicht lassen sich aber andere Begriffe aus dem Umkreis der Religion zurückgewinnen, Begriffe, die von der Wissenschaft verspottet worden sind? Als Beispiele: Ehrfurcht vor allem Lebendigen, Staunen vor dem Wunder eines gesunden Babys, Dankbarkeit beim Anblick eines behinderten Kindes, das spielt und lacht?

Die Wissenschaft hat einen bescheideneren, aber immer noch wichtigen Platz bekommen. Von den Naturwissenschaften erhoffe ich die Entwicklung alternativer Technologien, die Sozialwissen-

schaften brauche ich für die Analyse der Bedingungen, unter denen heute gehandelt werden kann.

Ich versuche, die Agitation, das Besserwissen und die Faszination durch die Macht (jeder von uns hat ein Stückchen davon in den Händen) zu verlernen. Ich kann nur mitteilen, was ich mit meinen Wahrnehmungen, Gefühlen usw. bin (wobei das Ich keine feste Größe ist, sondern von Augenblick zu Augenblick schwankt). Jedes Wort darüber hinaus ist umsonst geredet oder eine Anmaßung.

Gut gefällt mir der Satz, den die Grünen in Umlauf gebracht haben: „Wir haben die Erde nur von unseren Kindern geborgt". Was mir fehlt, ist ein Satz, der ein neues Verhältnis zu den Alten ausdrückt. Darin spiegelt sich die totale gesellschaftliche Ausgrenzung alter Menschen, die in der Menschheitsgeschichte ohne Beispiel ist.

Ursprünglich hatte ich bei der Ausarbeitung dieses Buches gemeint, ich sollte den Vorschlag machen, das Wort „Brüder" anstelle von „Genosse" wieder in Gebrauch zu nehmen. Aber Klaus Theweleit hat energisch widersprochen und gefragt, ob mich die eigenen Familienerinnerungen nicht erschreckten? Ja, es gab Situationen, die bis an die Grenze des Brudermordes gingen. Fernando Mires meint, die Worte hingen von der Situation ab. Wenn 1979 die Angehörigen und Freunde der streikenden Arbeiter und Arbeiterinnen der Danziger Lenin-Werft das Brot an die Werkstore brachten, so sei dies eine Situation, von der er sich vorstellen könne, dass man sich als „Bruder" und „Schwester" anrede. Einig sind wir drei uns darin, dass „Genosse" und „Genossin" ziemlich verbraucht sind.

Zuletzt möchte ich meine Überzeugung ausdrücken, dass die Arbeiterbewegung in dem, worin sie gescheitert ist, den anderen Bewegungen, die es heute gibt – den Alternativen, der Frauenbewegung, der Friedensbewegung –, viel zu sagen hat. Überhaupt wird viel davon abhängen, ob diese Bewegungen sich füreinander öffnen und voneinander lernen.

*

Und nun habe ich zu danken.

Geholfen mit ihrer Kritik haben mir Annegret Baaken, Hermann Mahler und ihre Freunde in Duisburg, Ingrid und Rüdiger Griepen-

burg, Fernando Mires, Burkhard Scherer, Peter Schleuning, Michael Vester, Gabriele Voss, KD Wolff und ganz besonders Klaus Theweleit. Monika und Harald Neumann, beide aus der Remscheider Arbeiterbewegung, haben mir zweimal je eine Woche lang in dem von ihnen geführten Gemeinschaftshaus im Oberbergischen die Ruhe und Konzentration ermöglicht, die für das Durchdenken der grundsätzlichen Fragen nötig waren. Wenn sie dann am Wochenende zu mir kamen, waren sie eine lebendige große Ermutigung. Ihnen vor allem hatte ich das Gefühl der Sicherheit zu verdanken, dass ich irgendwann den Punkt erreichen würde, wo das Unfertige seinen vorläufigen Abschluss findet.

Anmerkungen

Vorbemerkung: Da die Bücher und Aufsätze, auf die ich mich stütze, mit wenigen Ausnahmen nur einmal zitiert werden, verzichte ich auf das übliche Literaturverzeichnis. Der Leser, der sich für den Bezugsrahmen des Buches interessiert, wird sich mit einer Durchsicht der Anmerkungen leicht orientieren können.

Die Wiederkehr der Mörder

1 Protokollarische Aussage von Otto Käsheimer und Friedrich Sartorius aus Solingen, veröffentlicht in der Volksstimme für Westfalen und Lippe. Organ der unabhängigen Sozialdemokratischen Partei, Hagen, 16. April 1920.
2 Wilhelm Düwell: Der Kapp-Putsch und die Märzkämpfe im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, Duisburg o.J. (1920), S. 51 f.
3 Klaus Theweleit weist mich daraufhin, dass Elias Canetti in „Masse und Macht" den Gedanken entwickelt, dass der letzte Überlebende schon beinahe auf die Seite der Mörder übergeht; Überleben als Zuwachs von Macht, die einen umbringt.
4 Das habe ich im April 1981 von Friedhelm Ossig in D. erfahren.
5 Denkschrift über den Rotgardistenaufstand im Ruhrgebiet von März bis April 1920, verfasst von Senatspräsident Walter Grützner, 1929, in: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Abteilung Militärarchiv, Nachlass Oskar v. Watter, Nr. 34; Archiv der sozialen Demokratie, Bad Godesberg, Nachlass Carl Severing, Mappe 46.

Arbeiterbewegung als Männerbewegung

1 Moritz William Theodor Bromme: Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters, hg. u. eingeleitet von Paul Göhre, Jena 1905, S. 355; Hervorhebungen von mir.
2 S. 355 f.
3 S. 358.
4 S. 362 f. – Zu diesem Abschnitt und weiter unten zu Adolph Hoffmann und Ernst Preczang vgl. Axel Kuhn: Die proletarische Familie. Wie Arbeiter in ihren Lebenserinnerungen über den Ehealltag berichten, in: Das Argument. Sonderband 94: Arbeiteralltag in Stadt und Land. Neue Wege der Geschichtsschreibung, Berlin 1982, S. 89-119.
5 Erst in der Weimarer Republik gewannen die Frauen einen stärkeren Anteil an der Arbeitersängerbewegung. Dieter Dowe: Die Arbeitersängerbewegung in Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg – eine Kulturbewegung im

Vorfeld der Sozialdemokratie, in: Arbeiterkultur, hg. von Gerhard A. Ritter, Königstein 1979 (Neue Wissenschaftliche Bibliothek, Bd. 104), S. 122-144, hier S. 139.

6 Geboren 1867 in Barmen als Sohn eines kleinen Beamten; Beginn einer Ausbildung zum Volksschullehrer, die nach dem plötzlichen Tod des Vaters abgebrochen werden musste; Erlernung des Färberhandwerks; neben der Arbeit autodidaktische Studien in Kompositionslehre; durch ein Augenleiden erzwungener Wechsel zur Allgemeinen Ortskrankenkasse, in der er sich bis zum stellvertretenden Geschäftsführer emporarbeitete; auch international anerkannter Komponist und Dirigent von Arbeiterchören (in seiner Heimatstadt dirigierte er den Arbeitergesangverein „Proletaria"); 1920 in Barmen gestorben. (Biographische Skizze von Egon Jessen, 1958; K. Fritz Bolt im Programmheft des Gedenkkonzerts in Wuppertal-Elberfeld vom 27. Mai 1967, beides im Stadtarchiv Wuppertal.)

7 Noten des Arbeitergesangvereins „Osternburger Liedertafel". Danach hat Peter Schleuning, Bremen, die im Text wiedergegebene Partitur angefertigt. Peter Schleuning verdanke ich auch viele der folgenden Beobachtungen.

8 Erhard Lucas: Märzrevolution 1920, Bd. 1, 2. Aufl., Frankfurt 1974, S. 310-312.

9 Etwa bei Adolf Geck 1913 im Vorwort zu Ignaz Auer: Nach zehn Jahren. Material und Glossen zur Geschichte des Sozialistengesetzes, Neuauflage Nürnberg 1929, S. V, VIII. Eine Biografie Wilhelm Liebknechts ist „Soldat der Revolution" betitelt usw.

10 Franz Mehring: Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, 2. Teil, Berlin-DDR 1960 (Gesammelte Schriften, Bd. 2), S. 715; Kurt Brandis: Der Anfang vom Ende der Sozialdemokratie. Die SPD bis zum Fall des Sozialistengesetzes, Berlin (West) 1975, S. 75.

11 Unser Scheidegruß, in: Der Sozialdemokrat. Organ der Sozialdemokratie deutscher Zunge, Nr. 39, 27. September 1890.

12 Adolph Hoffmann: Ein Warnungsruf! An die Frauen und Mädchen aller Stände, Zeitz 1893, S. 9, 11.

13 S. 5.

14 S. 6.

15 S. 7.

16 Briefe über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit, Leipzig 1796, zit. von Carl Friedrich Pockels: Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts. Ein Sittengemälde des Menschen, des Zeitalters und des geselligen Lebens, Bd. 2, Hannover 1798, S. 321 f. Dasselbe Zitat bei Barbara Duden in „Kursbuch" 47, mit Ungenauigkeiten sowohl in der Benennung des Autors als auch im Wortlaut.

17 Geboren 1870 in Winsen/Luhe, 1904-1909 Redakteur der sozialdemokratischen Wochenschrift „In freien Stunden, Romane und Erzählungen für das arbeitende Volk", 1924 Mitgründer und Cheflektor der SPD-nahen „Büchergilde Gutenberg", 1949 in Sarnen/Schweiz gestorben.

18 Neben dem im folgenden referierten Drama vor allem in „Jantje Potters", der ersten der beiden Erzählungen des Bandes „In den Tod getrieben", Berlin 1913.

19 Ernst Preczang: Im Hinterhause. Drama in vier Akten, München 1903, S. 56 f.

20 S. 125 f.; Hervorhebung von mir.

21 Alexander Stenbock-Fermor: Meine Erlebnisse als Bergarbeiter, Stuttgart 1928, S. 181 f.

22 S. 194 f.; Hervorhebung von mir.

23 Silvia Kontos: Die Partei kämpft wie ein Mann. Frauenpolitik der KPD in der Weimarer Republik, Basel/Frankfurt 1979, S. 95 f.

24 Friedrich Engels: Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 21, S. 73 f.

25 Wolfgang Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. 2, Berlin-DDR 1962, Nachdruck Frankfurt 1979, S. 490.

26 Unter der kommunistischen Diktatur. Skizzen aus der Zeit der Räteherrschaft, in: Ruhrwacht. Oberhausener Volkszeitung, 8. April 1920.

27 Hof 1911: Karl Schmid: Die Entwicklung der Hofer Baumwollindustrie 1432-1913, Leipzig/Erlangen 1923 (Wirtschafts- und Verwaltungsstudien mit besonderer Berücksichtigung Bayerns, Bd. 60), S. 102 f.; Lutz Hoffmann, Göttingen, in einer in Vorbereitung befindlichen Dissertation. – Erster Weltkrieg: vor allem die „Spartakusbriefe", hg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin-DDR 1958, passim. – Ruhrgebiet 1924: -ub-. (d.i. Heinrich Teuber): Bergmannsfrauen, in: Sozialistische Politik und Wirtschaft, Berlin, 5. Jg., Nr. 9, 4. März 1927. – Linksrheinische Textilindustrie 1928: Silvia Kontos (wie Anm. 23), S. 67-71.

28 Heinrich Teuber: Bergmannsfrauen (s. vorige Anmerkung); Klaus Theweleit: Männerphantasien, Bd. 1, Frankfurt 1977, S. 185 f.

29 Adolf Meinberg: Kriegserinnerungen 1914-1918, aus Privatbesitz, o.J., Abschnitt XI, XII und XIII.

30 Mein Arbeitstag – mein Wochenende. 150 Berichte von Textilarbeiterinnen, gesammelt und herausgegeben vom Deutschen Textilarbeiterverband, Hauptvorstand, Arbeiterinnensekretariat, Berlin o.J. (1930), S. 90, 93, 164; die Prozentzahl S. 5.

31 S. 226.

Sozialismus als gesetzmäßiger Fortschritt

1 Die entscheidende Pionierarbeit hat Hans-Josef Steinberg unternommen: Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie. Zur Ideologie der Partei vor dem I. Weltkrieg, Hannover 1967, von mir benutzt in der 3. Aufl. Bonn/Bad Godesberg 1972 (Schriftenreihe des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bd. 50), S. 129-142; mit noch umfassenderem Zahlenmaterial weitergeführt von Dieter Langewiesche und Klaus Schönhoven: Arbeiterbibliotheken und Arbeiterlektüre im Wilhelminischen Deutschland, in: Archiv für Sozialgeschichte, Bd. 16, 1976, S. 135-204 (in unserem Zusammenhang vor allem die Tabellen auf S. 200-204, Lektüregruppen D und F).

2 Vgl. etwa den Brief von Kautsky an Engels vom 11. Oktober 1882, in: Friedrich Engels: Briefwechsel mit Karl Kautsky, 2. Aufl., hg. von Benedikt Kautsky, Wien 1955 (Quellen und Untersuchungen z. Gesch. d. dt. u. österr. Arbeiterbewegung, Bd. 1), S. 64 f. Auch für die Parteiführer gehörte diese Literatur zum „Bildungsprogramm". Bebel nutzte eine zweijährige Festungshaft, die er 1872 antrat, zu umfangreicher Lektüre; auf der Liste, die er aufführt, stehen Titel von Darwin, Haeckel und Büchner. August Bebel: Aus meinem Leben, 2. Teil, Stuttgart 1911, S. 264.

3 Ludwig Büchner: Kraft und Stoff, referiert nach der 15. Auflage, Leipzig 1883. Die wörtlichen Zitate S. 3, 323, 105, 511, 276 f.

4 Ludwig Büchner: Der Mensch und seine Stellung in Natur und Gesellschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, 3. Aufl., Leipzig 1889; die wörtlichen Zitate S. 83 f., 171, 189, 227, 215, 273 f.

5 Arnold Dodel: Aus Leben und Wissenschaft. Gesammelte Vorträge und Aufsätze, 1. Serie, 1. Teil: Leben und Tod, 3. Aufl., Stuttgart 1904, S. 5, 263.

6 S. VI.

7 Eduard David: Referenten-Führer. Eine Anleitung zum Erwerb des für die sozialdemokratische Agitationstätigkeit nötigen Wissens und Könnens, Berlin 1907, S. 19 f.

8 Oswald Köhler: Weltschöpfung und Weltuntergang. Die Entwicklung von Himmel und Erde auf Grund der Naturwissenschaften populär dargestellt, 3. Aufl., Stuttgart 1893 (Internationale Bibliothek, Bd. 3), S. 382 f.

9 Friedrich Engels, Einleitung zu „Dialektik der Natur" (Manuskript von 1875/76), in: Marx/Engels, Werke, Bd. 20, S. 324-327. Das Zitat auf S. 327. Vgl. den Brief von Engels an Marx, 21. März 1869, in: ebd.,Bd. 32, S. 286 f.

10 Wilhelm Keil: Erlebnisse eines Sozialdemokraten, Bd. 1, Stuttgart 1947, S. 80.

11 Nikolaus Osterroth: Vom Beter zum Kämpfer, Berlin 1920, S. 144-146. Die Angaben zur Person sind ergänzt durch die Rezension der 2. Auflage des Buches (Berlin/Bonn 1980) von Hans Willi Weinzen in der IWK, 17. Jg., Juni 1981, H. 2, S. 277 f.

12 S. 149 f.

13 S. 149.

14 Gertrud Hermes: Die geistige Gestalt des marxistischen Arbeiters und die Arbeiterbildungsfrage, Tübingen 1926, S. 161, 158, 164. Zum Kontext dieser Untersuchung und zur Person von Gertrud Hermes s. Fritz Borinski: Arbeiterbildung im Leipzig der zwanziger Jahre, in: Arbeiterbewegung, Erwachsenenbildung, Presse. Festschrift für Walter Fabian zum 75. Geburtstag, Köln/Frankfurt 1977. S. 11-25, hier S. 16, 19 f., 25.

15 Hermes, S. 161 f.

16 S. 159.

17 S. 164 f.

18 S. 163.

19 S. 158, 163 f.

20 S. 160 f.

21 Hildegard Reisig: Der politische Sinn der Arbeiterbildung, Berlin 1975 (= Neuauflage einer Leipziger Dissertation von 1932), S. 87-110.

22 Paul Kampffmeyer, Vorrede zu Friedrich Engels: Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums, und des Staats, 24. Aufl., Berlin 1931, S.XXV.
23 Joseph Buttinger (d. i. Otto Richter): Am Beispiel Österreichs. Ein geschichtlicher Beitrag zur Krise der sozialistischen Bewegung, Köln 1953, S. 451.

Die Konsequenzen (I)

1 „Liebesschwüler Gemütstau" heißt es z. B. im „Manifest der Kommunistischen Partei" (MEW, Bd. 4, S. 487).
2 Wilhelm Liebknecht: Briefwechsel mit deutschen Sozialdemokraten, Bd. 1: 1862-1878, hg. u. bearb. von Georg Eckert, Assen 1973 (Quellen u. Untersuchungen z. Gesch. d. dt. u. österr. Arbeiterbewegung, Neue Folge, Bd. 4), S. 289 f.
3 S. 289 Anmerkung a.
4 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Halle a. S. vom 12. bis 18. Oktober 1890, Berlin, 1890, Reprint Berlin/Bonn 1978, S. 202 f.
5 Suzanne Voilquin: Nachruf vom 11. August 1833 auf Claire Démar und Perret Desessart, abgedruckt in: Claire Démar: L'affranchissement des femmes, hg. v. Valentin Pelosse, Paris 1976, S. 149-153, hier S. 151. Helga Grubitzsch / Erhard Lucas / Sibylle Quack: Tödliche Wünsche. Emanzipationsbewegung und Selbstmord, in: Kursbuch 58, Dezember 1979, S. 169-174.
6 Michèle Perrot: Le congrès de la scission, in: Le Monde dimanche, 9. Dezember 1979, S. XVII. Vgl. Claude Willard: Geschichte der französischen Arbeiterbewegung, Frankfurt/New York 1981 (Campus Studium Sozialgeschichte, Bd. 546), S. 63-90.
7 Moritz William Theodor Bromme: Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters, hg. und eingeleitet von Paul Göhre, Jena 1905, S. 346.
8 S. 360 f.
9 August Bebel: Aus meinem Leben, 3. Teil, hg. von Karl Kautsky, Stuttgart 1914, S. 95.
10 Otto Rühle: Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats, Bd. 2, Lahn-Gießen 1977, S. 115.
11 Marx/Engels, Werke, Ergänzungsband, 1. Teil, S. 539.
12 Karl Marx: Enthüllungen über den Kommunisten-Prozess zu Köln (1853), in: Werke, Bd. 8, S. 412.
13 August Bebel an Karl Kautsky, 21. Juli 1913, in: ders., Aus meinem Leben, 3. Teil, Vorwort des Hg. Karl Kautsky, Stuttgart 1914, S. V.
14 Franz Mehring: Paul und Laura Lafargue, in: Die Neue Zeit. Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie, 30. Jg., I, 1911/12, S. 337-343, hier S. 337. Vgl. Eduard Bernstein: Paul Lafargue, in: Sozialistische Monatshefte, 18. Jg., I. 1912, S. 20-24.
15 Rosa Meyer-Leviné: Leviné. Leben und Tod eines Revolutionärs. Erinnerungen, München 1972, S. 272.

16 Frank Baier / Detlev Puls (Hg.): Arbeiterlieder aus dem Ruhrgebiet, Frankfurt 1981 (Fischer-Taschenbuch Nr. 2962), S. 133 f. Der Verfasser, Johannes Leschinski, hat das Lied am 8. März 1980 in einer Hamborner Gedenkveranstaltung für den Arbeiteraufstand von 1920 vorgesungen; vor allem jüngere Teilnehmer der Veranstaltung waren von Text und Melodie befremdet.

17 Wolfgang Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. 2, Berlin-DDR 1962, Nachdruck Frankfurt 1979, S. 425 f., 430-433, 513-516, 527-533, 548 f.

Die Konsequenzen (II)

1 Jochen Loreck: Wie man früher Sozialdemokrat wurde. Das Kommunikationsverhalten in der deutschen Arbeiterbewegung und die Konzeption der sozialistischen Publizistik durch August Bebel, Bonn – Bad Godesberg 1977 (Schriftenreihe des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bd. 130), S. 151.

2 Wilhelm Reimes: Durch die Drahtverhaue des Lebens. Aus dem Werdegang eines klassenbewussten Arbeiters, Dresden o.J. (1920), S. 40.

3 25 Jahre christliche Arbeiterbewegung 1899-1924. Festschrift, Berlin 1924, nachgedruckt in: Georg Eckert (Hg.): Aus den Lebensberichten deutscher Fabrikarbeiter. Zur Sozialgeschichte des ausgehenden 19. Jahrhunderts, 3. Aufl., Braunschweig 1963, S. 65.

4 Peter Nilkes: Schutz- und Trutzwaffen im Kampfe gegen den modernen Unglauben. Weiteren Kreisen der Gebildeten und des Volkes dargeboten, 2 Teile, 9. bzw. 7. Aufl., Kevelaer o.J. (1903/1905); Joseph Joos: Krisis in der Sozialdemokratie, Mönchengladbach 1911; Franz Meffert: Sozialdemokratie und Religion. Eine Untersuchung der sozialdemokratischen Praxis und Theorie, Mönchengladbach 1912.

5 Vgl. den 1918 veröffentlichten Erinnerungsbericht des katholischen Arbeiters Kempkens, gekürzt nachgedruckt in: Klaus Saul u. a. (Hg.): Arbeiterfamilien im Kaiserreich. Materialien zur Sozialgeschichte in Deutschland 1871-1914, Königstein/Düsseldorf 1982, S. 254-256.

6 Anton Heinen: Mein Leben als Volksbildner, Ms., geschrieben 1932-1934, im Stadtarchiv Mönchengladbach: Teilnachlass August Pieper, 15/1/6, S. 30.

7 Ein Beispiel, wo die frühen Beichterfahrungen verunglückt sind, und zwar nicht zuletzt durch den Anteil einer bigotten Mutter, ist Nikolaus Osterroth, von dem im 3. Kapitel die Rede war.

8 August Pieper: Geschichte des Volksvereins für das katholische Deutschland 1890-1928 (Ms. im Stadtarchiv Mönchengladbach: Teilnachlass August Pieper, 15/1/2), 2. Teil, S. 181, 183, 442; Mitgliederzahl des „Volksvereins" 1907: Michael Berger: Arbeiterbewegung und Demokratisierung. Die wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Gleichberechtigung des Arbeiters im Verständnis der katholischen Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Deutschland zwischen 1890 und 1914, phil. Diss., Freiburg 1971, S. 10.

9 Pieper, a.a.O., S. 178.

10 Wilhelm Koch: Opfer der Verführung. Erzählung, Mönchengladbach o.J. (1891) (Erzählungen für das Volk, Nr. 1); wörtliche Zitate S. 16, 42.

11 S. 63, 32 f.

12 Kaplan Dr. Oberdörffer vor dem Katholischen Arbeiterverein Köln-Mitte am 28. September 1890: ... Eingangs führte er das abstoßende Bild des Lebensganges Lassalles ... vor, der ein Mann des Wortes, aber nicht der Tat war und selbst in Üppigkeit und Schwelgerei dahinlebend, zwar die Leidenschaften der Menge durch Vormalung einer glücklichen Zukunft aufstachelte, aber nichts fürs Volk tat". (Ernst-Detlef Broch: Katholische Arbeitervereine in der Stadt Köln 1890-1901, Wentorf/Hamburg 1977 = Die Arbeiterbewegung in den Rheinlanden, Nr. 7, S. 27 f.)

13 Clemens Kreuzer: Mit Kreuz und Hammer. Katholische Arbeiterschaft in Bochum und Hattingen 1863 bis 1933, Bochum 1979, S. 95.

14 Koch, S. 21.

15 S. 19 f.

16 Eine knappe Zusammenfassung dieser Auffassung der „alten" Frauenbewegung bei Agnes v. Zahn-Harnack: Um die Ehe (1946), in: dies., Schriften und Reden 1914 bis 1950, Tübingen 1964, S. 49-57, hier S. 52.

17 Koch, a.a.O., S. 73. Franz Hitze vor dem Katholischen Arbeiterverein Köln-Süd am 10. Oktober 1886: „Wer anders kommt zum kranken Arbeiter, der elend im Dachzimmer liege, als der Priester mit den Tröstungen der Religion? ... Wer anders ist dem armen Kranken ein liebevoller Pfleger, wenn nicht die Barmherzige Schwester? Auf diesem Gebiete sollten die Sozialdemokraten auch einmal vorgehen". (Broch, a.a.O., S. 12 f.)

18 Kreuzer, a.a.O., S. 14 f.

19 Zur Geschichte des Buches: Otto v. Corvin: Erinnerungen aus meinem Leben, 3. Aufl., Leipzig 1880, Bd. 2, S. 220 f.; Bd. 4, S. 439 f.; „Pfaffenspiegel", Vorrede zur 5. Auflage, Juli 1885; Verlagstext im Anhang zur 5. Auflage 1885/86; „Die Geißler", Berlin-Schöneberg o.J., 420. Tausend, Verlagstext im Anhang. Der Text der eingeschwärzten Stellen zitiert nach der DDR-Lizenzausgabe Schwerte 1977.

20 Hans-Josef Steinberg: Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie. Zur Ideologie der Partei vor dem I. Weltkrieg, 3. Aufl., Bonn – Bad Godesberg 1972 (Schriftenreihe des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bd. 50), S. 139.

21 H. Farwig: Heraus damit!, in: Der Bibliothekar. Monatsschrift für Arbeiterbibliotheken, Leipzig, 4. Jg., Nr. 9, Sept. 1912, S. 492. Vgl. Josef Kliche: Arbeiterlektüre, in Sozialistische Monatshefte, 17. Jg., 1911, Bd. 1, S. 315-319, hier S. 317.

22 Die wichtigste Änderung gegenüber der 1. Auflage besteht darin, dass sämtliche Bezüge auf die deutschkatholische Bewegung, die inzwischen (d. h. um 1870) bis auf unbedeutende Reste untergegangen ist, gestrichen sind. Gestrichen ist ferner die Vorrede zur 1. Auflage. Neu eingefügt ist in der Neubearbeitung eine Einleitung. Kapitel 1-3 sind gegenüber der 1. Auflage erweitert, Kapitel 5 und 6 gekürzt, Kapitel 4 (die Geschichte der Päpste) zu Beginn gekürzt, am Schluss auf den neuesten Stand gebracht. Das 7. Kapitel

über die Ohrenbeichte fehlt in der 1. Auflage noch; es ist dem Fortsetzungsband „Die Geißler“ entnommen, wo es den Titel „Beichtväterlich-jesuitische Disciplinen“ trug, und u. a. durch eine Passage über die Moral der Jesuiten erweitert.

23 Wilhelm Liebknecht: Wissen ist Macht – Macht ist Wissen. Festrede, gehalten zum Stiftungsfest des Dresdener Bildungs-Vereins am 5. Februar 1872, Berlin 1919, unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1904, S. 29: „Die Geschichte des Pfaffentums aller Nationen und aller Konfessionen ist ein ununterbrochener Kampf gegen den aufstrebenden menschlichen Geist, eine ununterbrochene Reihe von Attentaten gegen Vernunft und Humanität. Kerker, Gift, Dolch, Scheiterhaufen, Religionskriege, systematische Verdummung als Mittel, und Beherrschung der Völker als Ziel – das ist in traurigem Einerlei die Geschichte des Pfaffentums“. Allerdings fehlt hier der sexuelle Aspekt, und das ist die eine Differenz, die die Partei gegenüber dem „Pfaffenspiegel“ markierte.

24 Wie Anmerkung 21.

25 Wie Anmerkung 20; Georg Fülberth: Proletarische Partei und bürgerliche Literatur, Neuwied/Berlin 1972, S. 113 f.

26 Monsignore H. Scheiermann: Altes und Neues vom Niederrhein, im besonderen Abtei und Pfarrei Hamborn a. Rhein einst und jetzt, 2. Aufl., Osnabrück 1925, S. 247.

27 Otto Rühle: Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats, Bd. 2, Lahn-Gießen 1977, S. 117.

28 Heinrich Holek: Unterwegs. Eine Selbstbiographie, Wien 1927, S. 208 f.

29 Nikolaus Osterroth: Vom Beter zum Kämpfer, Berlin 1920, S. 143.

30 Otto Gaupp: Darwinismus wider Sozialismus, in: Die Gegenwart. Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben, Bd. 43, 1893, S. 161-163, hier S. 161.

31 Paul Sturm: Das evangelische Gesangbuch der Aufklärung. Ein Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte des 17.und 18. Jahrhunderts, Barmen 1923, S. 65.

32 Von den Handbüchern und Lexika, die ich für diesen Abschnitt benutzt habe, waren besonders wichtig: Handbuch der Kirchengeschichte, 4. Teil: Die Neuzeit, 2. Aufl., neubearbeitet von Horst Stephan und Hans Leube, Tübingen 1931, S. 86-124, 176-187, 235-245, 307-317: Die Religion in Geschichte und Gegenwart, 3. Aufl., Tübingen 1957 ff., Bd. 1, Spalte 723-730, Bd. 2, Spalte 623-629.

Krise und Ansätze zu neuem Aufbruch

1 Hans-Josef Steinberg: Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie, a.a.O., S. 135, 139 mit Anm. 45; vgl. S. 140.

2 Werbetext der Gesellschaft in der in Anmerkung 4 genannten Schrift.

3 Über Entstehung und inhaltliche Anlage hat Bölsche später selbst berichtet: Wie das erste Kosmosbändchen entstand, in: Kosmos, 28. Jg., 1931, S. 24-27.

4 Wilhelm Bölsche: Die Abstammung des Menschen, Stuttgart o.J., S. 7 f.

5 Wilhelm Bölsche: Was muss der neue deutsche Mensch von Naturwissenschaft und Religion fordern?, Berlin 1934.

6 Johann Knief an Alfred Henke, 28. September 1915, in: Archiv der sozialen Demokratie, Bad Godesberg, Nachlass Alfred Henke, Kassette I, Nr. 99. Die Umstände des Briefes nach Gerhard Engel: Volksschullehrer, Journalist, revolutionärer Arbeiterfunktionär. Johann Knief, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, 12. Jg., 1970, S. 981-989, hier S. 985. Engel behauptet, ohne Respekt für die Verzweiflung Kniefs, dieser habe „unermüdlich (!) um die Klärung der Ursachen für das Versagen der Sozialdemokratie im August 1914 und um Schlussfolgerungen für einen Ausweg aus dem imperialistischen Krieg durch den revolutionären Kampf der Arbeiterklasse" gerungen.

7 Gertrud Hermes: Die geistige Gestalt des marxistischen Arbeiters und die Arbeiterbildungsfrage, Tübingen 1926, S. 164 f.

8 Karl Kautsky: Die materialistische Geschichtsauffassung, 2 Bände, Berlin 1927. Zwei Kritiken vom Standpunkt des dialektischen Marxismus: F. Petrich: Karl Kautskys literarisches Testament, in: Sozialistische Politik und Wirtschaft, hg. v. Paul Levi, 6. Jg., Nr. 10-12, 9., 16. u. 23. März 1928; Karl Korsch: Die materialistische Geschichtsauffassung. Eine Auseinandersetzung mit Karl Kautsky, Leipzig 1929.

9 Rosa Luxemburg: Politische Schriften, hg. von Ossip K. Flechtheim, Bd. 2, Frankfurt/Wien 1966, S.159, 161. Hervorhebung von mir.

10 Mitteilung eines Augenzeugen in einer Veranstaltung der „Franz-Mehring-Gesellschaft" Stuttgart am 18. Dez. 1980.

11 Susanne Forsten: „Aus dem Gewissen heraus", in: Sozialistische Lebensgestaltung, hg. von Carl Mennicke, 2. Jg., 1922, Nr. 1, S. 1-2, hier S. 1.

12 Erhard Lucas: Zwei Formen von Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung, Frankfurt 1976, S. 21-114.

13 Eine Monographie über das Remscheider Experiment von Wolfgang Fey (Wuppertal) ist in Vorbereitung. Im Folgenden werden nur die wörtlichen Zitate belegt. Die wichtigsten Quellen sind: 1. „Die Tat. Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur", Jena, 12. bis 17. Jg., 1920/21 bis 1925/26; 2. „Sozialistische Lebensgestaltung", hg. von Carl Mennicke, Woltersdorf bei Erkner, 1. bis 3. Jg., 1921 bis 1923; 3. Johannes Resch: Die „Freie Proletarische Volkshochschule Remscheid 1922". Ein Jahresbericht, in: Max Kuckei (Hg.): Lebensstätten der Jugend, Kettwig 1923, S. 95-100; 4. ders., Die freie proletarische Volkshochschule Remscheid, in: Franz Hilker (Hg.): Deutsche Schulversuche, Berlin 1924, S. 430-447; 5. die Remscheider Tageszeitungen, 6. zahlreiche Materialien im Stadtarchiv Remscheid.

14 Johannes Resch: Aus Remscheid, in: Volkshochschulblätter für das Bergische Land, Nr. 1, November 1919, Stadtarchiv Remscheid.

15 Johannes Resch: Wie es zum bergischen Volksfest kam, in: ebd., Sonnwend 1920 (Nr. 7/8).

16 Max Leven: Zweites Volksfest des Bergischen Landes. Sommer-Sonnenwende 1921, in: Bergische Volksstimme. Organ der Vereinigten Kommunistischen Partei – Sektion der 3. Internationale, Remscheid, 2. Juli 1921.

17 Sozialistische Lebensgestaltung, 1. Jg., 1921, Nr. 8, S. 31.
18 Grete Schenk in: Die Tat, 13. Jg., 1921/22, II, S. 510; Walther Koch in: Sozialistische Lebensgestaltung, 1. Jg., 1921, Nr, 8, S. 30.
19 Paul Mertens in: Die Tat, 13. Jg., 1921/22, II, S. 506.
20 Ernst Matthias: Ein Volksfest im Bergischen Lande, in: ebd., I, S. 406-407.
21 Wolfgang Wennig: 100 Jahre Evangelische Kirchengemeinde Ketzberg, 1967, S. 43.
22 Hans Hartmann: Die Krisis der Sozialdemokratie und ihre Überwindung, in: Die Tat, 12. Jg., 1920/21, II, S. 494-501.
23 ders., Aus der Bewegung im Rheinland, in: Blätter für religiösen Sozialismus, 1. Jg., 1920, Nr. 6, S. 26-27, hier S. 26.
24 Georg Fritze: Aus der „Bewegung im Rheinland", in: ebd., 2. Jg., 1921, Nr. 2, S. 8.
25 Karl Mennicke: Sozialistische Lebensgestaltung, 1. Jg., 1921, Nr. 2, S. 5-6, hier S. 5.
26 Paula Salz in: Sozialistische Lebensgestaltung, 2. Jg., 1922, Nr. 7, S. 27.
27 Johannes Resch: Vom Pietismus zum Kommunismus. Eine Entwicklung, masch. Manuskript, o.O. (Berlin-DDR), o.J. (nach 1955), Abschnitt XII, S. 24-26, in: Johannes-Resch-Klub der Nationalen Front, Berlin-Johannisthal, dem Vf. zur Verfügung gestellt von Wolfgang Fey, Wuppertal.
28 Johannes Resch: Die freie proletarische Volkshochschule, in: Die Tat, 14. Jg., 1922/23, II, S. 588-594, hier S. 592 f.; Hervorhebung im Original.
29 Bergische Volksstimme, 14. November 1922.
30 ebd., 26. Juli 1923.
31 ebd., 30. Juli 1923.
32 Was ist proletarische Kultur?, in: ebd., 27. Juli 1923. Vgl. den Rückblick auf die Kulturwoche ebd., 8. August 1923.
33 In fast allen Nummern der „Bergischen Volksstimme" vom 12. Juli bis 8. August 1923; besonders gehäuft in den Nummern vom 13. und 25. Juli.
34 Johannes Resch: Die freie proletarische Volkshochschule Remscheid, in: Franz Hilker (Hg.): Deutsche Schulversuche, Berlin 1924, S. 430-447, hier S. 443.
35 S. 436.
36 Bergische Volksstimme, 16., 18., 21., 25. und 29. Juli 1927.
37 Bergische Volksstimme, 3. November 1927.
38 Paul Mertens, wie Anm. 19.
39 Volkshochschulblätter für das Bergische Land, Sonnwend 1920 (Nr. 7/ 8). Hervorhebungen im Original.
40 Die Tat, 15. Jg., 1923/24, II, S. 575; der Text im Programm der „Kulturtagung" von 1923, im Stadtarchiv Solingen: Kapsel A5 / 20.

Gegen die Heroisierung der Opfer

1 Karl Marx: Der Bürgerkrieg in Frankreich. Adresse des Generalrats der Internationalen Arbeiterassoziation (1871), in: Marx/Engels, Werke, Bd.

17, S. 362.
2 In der Internationalen Pressekorrespondenz (Imprekorr).
3 Franz Jung: Der Weg nach unten (1962), in: ders., Schriften und Briefe, hg. von Petra und Uwe Nettelbeck, Bd. 1, Frankfurt 1981, S. 614-616.
4 Forschungen von Christi Wickert, Göttingen; Dokumente im Franz-Neumann-Archiv, Berlin; Wilhelm Keil: Erlebnisse eines Sozialdemokraten, Bd. 2, Suttgart 1948, S. 168, 406.
5 Wilhelm Keil, a.a.O., S. 627. Über den Selbstmord Mathilde Wurms wird Christi Wickert in einer Arbeit über sozialdemokratische Frauen Näheres mitteilen.
6 Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade), 1. Jg., 1934, Nachdruck Frankfurt 1980, S. 108.
7 Heinz Langerhans: Sprecher in den Wind. Gedichte aus den Jahren 1934 bis 1944, unveröffentlicht; dem Vf. zugänglich gemacht von Burkhard Scherer.
8 Margarete Buber-Neumann: Von Potsdam nach Moskau. Stationen eines Irrwegs, Stuttgart 1958, S. 69-71.
9 Wie Anmerkung 7.
10 Interview mit Gabriele Voß und Christoph Hübner, 18. und 20. März 1977; unveröffentlichtes Filmmaterial im Ruhrfilm-Zentrum Witten.
11 Ebenda.
12 Ebenda.
13 A. Breidenbach: Widerstand gegen Nazis in Remscheid, in: Remscheider General-Anzeiger, 18. Juli 1981, S. 12.
14 Dem Vf. von Harald Neumann zur Einsicht gegeben.

Die Wiederkehr der Mörder (II)

1 Ernst Köhler: Anregung zur Entzauberung des Staates, in: Freibeuter 7, Berlin 1981, S. 100-112, hier S. 103.
2 Das Interview wurde ausgestrahlt von Radio Bremen und dem Sender Freies Berlin; abgedruckt ist es in der Göttinger Studentenzeitschrift „Politikon", Nr. 64, März 1980, S. 18-24, die Zitate S. 18, 22, 24.
3 Klaus Theweleit: Männerphantasien, Bd. 2, Frankfurt 1978, S. 260-278.

Aber das Wichtigste wäre die Utopie einer Gesellschaft gewesen, in der dauerhaft öffentlich über das Geschehene geredet wird. Nicht über das Geschehene als abscheuliches System, mit dem man nichts zu tun hat, so wie die Bolschewiki nach der Oktoberrevolution über den Zarismus geredet haben, sondern über die persönliche Teilhabe am Verbrechen, über das, was nicht mehr gutzumachen ist und nie mehr vergessen werden kann, und auch über die Alpträume.

ISBN 978-3-9820783-4-2

Die Buchmacherei

Erhard Lucas ★ Vom Scheitern der deutschen Arbeiterbewegung